This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

War 459.05.7

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY
Archibald Cary Coolidge
Class of 1887
PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928
DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928

Die Macht der Persönlichkeit im Kriege

Studien nach Clausewitz

Von

Frhr. v. Freytag-Loringhoven

Oberstleutnant und Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung I im Großen Generalstabe

Mit 24 Skizzen im Text

Berlin 1905

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71

War 459.05.7

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
FUND
Nov 21, 1930

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Vorwort.

Für keinen Beruf ist die Ausbildung der Persönlichkeit von gleicher Wichtigkeit wie für den des Soldaten, und doch findet sich bei uns nur selten Gelegenheit, sie voll zur Geltung zu bringen, weil das allein im Kriege möglich ist. In langandauerndem Frieden besteht die Gefahr, daß die im Kriege den Ausschlag gebenden geistigen und seelischen Kräfte in den Hintergrund gedrängt werden, und nach Scharnhorst „die mechanischen Köpfe über alles, was Geist und Gemüt hat, triumphieren.“*) Nur wo dem mit aller Kraft vorgebeugt wird, ist in einer Armee wahrhaft gesundes Leben, nur dann wird sie im Kriege mit Ehren bestehen. Nicht umsonst mehren sich daher neuerdings die Stimmen, die eine größere Berücksichtigung des seelischen Moments fordern.

General der Infanterie Frhr. v. der Goltz äußert im Vorwort zu seiner „Krieg- und Heerführung“,**) daß sich bereits in Clausewitz' unvergänglichen hinterlassenen Werken alle Elemente für eine eingehende Behandlung des psychologischen Teils der Gesamtlehre vom Kriege zerstreut vorfänden und regt dazu an, die dahin schlagenden zerstreuten Bemerkungen des großen Denkers zu sammeln, sie organisch zu verbinden und ihre praktische Bedeutung für das Leben im Kriege festzustellen. Die in diesen Worten enthaltene Anregung gab den Arbeiten des Verfassers über Clausewitz einen einheitlichen Gesichtspunkt und ließ die vorliegenden Studien entstehen, die zuerst in den „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde“ Aufnahme fanden und hier unter dem Titel „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege“ gesammelt erscheinen.

Sie erheben nicht den Anspruch, diesem Titel auch nur entfernt in allen Punkten gerecht zu werden, denn die Macht der Persönlichkeit in ihrer Bedeutung für den Krieg ist unergründlich, die Fülle des Stoffs, den sie durchdringt und belebt, ist unerschöpflich. Es konnte daher in der hier gewählten essayistischen Form nur versucht werden, eine „organische Verbindung“ von Clausewitz' fruchtbaren Gedanken anzustreben. Hierbei empfahl es sich, die Betrachtungen vornehmlich an Beispiele aus der Kriegsgeschichte anzuknüpfen, und es ergab sich von selbst, daß entsprechend dem

*) Klippel, Scharnhorst III. S. 437.

**) Berlin 1901, Deckers Verlag.

Standpunkt, von dem aus Clausewitz schreibt, diese Betrachtungen vorzugsweise bei den höheren Stufen kriegerischer Tätigkeit zu verweilen hatten. Sind es doch ohnehin die großen Führer, denen wir nachzustreben haben, auch wenn uns das Schicksal nicht auf die Höhe des Feldherrntums führt, denn, wie Clausewitz sagt: „was das Genie tut, muß gerade die schönste Regel sein.“*)

Auf den russisch-japanischen Krieg ist nicht eingegangen, so verlockend es auch gewesen wäre. Seine Ereignisse sind in ihren Wirkungen noch nicht genügend klar gelegt, vor allem fehlt noch der sichere Anhalt für eine richtige Einschätzung der Beweggründe der Führer auf beiden Seiten. Zweierlei aber geht aus diesem Kriege unzweifelhaft hervor: das seelische Element ist trotz aller Vervollkommnung heutiger Waffentechnik immer noch von ausschlaggebender Bedeutung, und was Clausewitz vor bald hundert Jahren niederschrieb, ist auch durch den Krieg im fernen Osten wiederum in vollstem Maße bestätigt worden.

In den nachfolgenden Studien wird auf die sonstigen vielfach vortrefflichen Werke, die ebenfalls das seelische Element im Kriege behandeln, nicht näher eingegangen, weil eine möglichst enge Anlehnung an Clausewitz und eine Beschränkung des ohnehin umfangreichen Stoffes geboten schien. Die in den Text aufgenommenen längeren Zitate aus Clausewitz sind durch besonderen Druck hervorgehoben. Um sie sachgemäß eingliedern zu können, haben einzelne von ihnen, ebenso wie die kürzeren Zitate Umstellungen, wenn auch nur solche geringfügiger Natur erfahren.

Möchten die nachfolgenden Blätter ihren Teil dazu beitragen, den Lehren des Meisters, auf denen unserer aller Anschauungen vom Kriege fußen, erneute Ausbreitung im deutschen Heere zu geben.

---

*) Vom Kriege, II. Buch, 2. Kap. 13.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

I. Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr 1

Standhaftigkeit und Kühnheit des Feldherrn S. 3. — Abhängigkeit des Feldherrn von der Beschaffenheit der Armee S. 5. — Einfluß des Volkscharakters auf die Kriegshandlung S. 7. — Nur wirkliche Kühnheit erringt große Erfolge S. 9. — Kühnheit und Verwegenheit S. 11. — Der Gedanke eines ehrenvollen Unterganges ist zu nähren S. 13. — Beziehungen des Feldherrn zu seinem Heere S. 15. — Herrschaft über die Truppe S. 17. — Schwierigkeiten heutiger Gefechtsführung S. 19. — Die Form des Angriffs ist veränderlich, das Wesen bleibend S. 21. — Suggestive Einwirkung auf den Feind S. 23. — Unzeitige Kühnheit S. 25. — Der Stempel des Helden S. 27. — Geist der Kühnheit in Heer und Volk S. 29.

II. Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden . . 29

Improvisierte Armee den Anstrengungen des Krieges nicht gewachsen S. 31. — Widerstandsfähigkeit der Veteranen S. 33. — Der Stolz auf überwundene Mühseligkeiten S. 35. — Eine tüchtige Cadre-Armee ist keine Miliz S. 37. — Notwendigkeit, Führer und Truppe zur Ausdauer zu erziehen S. 39. — Der Sport ist nur ein Hilfsmittel soldatischer Erziehung S. 41.

III. Der Krieg ist das Gebiet der Friktion 43

Das Wesen der Friktion S. 43. — Nur durch andauernde Übung ist die Friktion zu überwinden S. 45. — Der Feldherr darf seine Forderungen nicht zu hoch spannen S. 47. — Eine Vielheit von Menschen muß stets Reibungen erzeugen S. 49. — Der Kampf zeitigt Reibungen ohne Zahl S. 51.

IV. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit 52

Auch Napoleon besaß keine Sehergabe S. 53. — Napoleon befand sich dauernd im ungewissen über seinen Gegner S. 55. — Moltkes Entschlüsse ruhten nicht minder auf unsicherer Grundlage S. 57. — Das Abwarten völliger Klärung der Lage ist verwerflich S. 59. — Initiative Napoleons 1809 S. 61. — Napoleon in den Februartagen 1814 S. 63. — Das Festhalten am Entschluß macht sich belohnt S. 65. — Vorgefaßte Meinungen sind verderblich S. 67. — Auch im Gefecht ist man stets Überraschungen ausgesetzt S. 69. — Der Krieg erfordert freies geistiges Schaffen S. 71. — Entschlossenheit wirkt im Kriege Wunder S. 73. — Auch aus scheinbar verzweifelter Lage gibt es noch einen Ausweg S. 75. — Der „coup d'oeil“ des großen Generals S. 77. — Vorausdenken ist kein Vorausdisponieren S. 79.

Seite

V. Der Führer bedarf der Phantasie 80

Einfluß des Geländes S. 81. — Die Karte kann die Betrachtung des Geländes nicht ersetzen S. 83. — Wert eines guten Vorstellungsvermögens S. 85. — Verderblichkeit einer ungezügelten Phantasie S. 87.

VI. Der Ehrgeiz ist eine wesentliche Führereigenschaft 87

Die Verkörperung edlen Ehrgeizes in König Friedrich S. 89. — Verderblichkeit falschen Ehrgeizes S. 91. — Wahrer Ehrgeiz ist ohne innere Vornehmheit nicht denkbar S. 93. — Der Zauber des Sieges weckt einen kräftigen Ehrgeiz S. 95.

VII. Nur ein starkes Gemüt widersteht den Eindrücken des Krieges . . . 96

General v. Alvensleben bei Vionville S. 97. — Die preußische Garde bei St. Privat S. 99. — Wirkung des Sieges S. 101. — Ein Widerstand bis aufs äußerste kommt nur selten vor S. 103. — Bedeutung der verschiedenen Gemütskonstitutionen S. 105.

VIII. Ohne Charakterstärke kann kein Führer im Kriege bestehen 107

Willenskraft und Konzeption S. 107. — Feldherr und Generalstabschef S. 109. — Verantwortungsfreudigkeit S. 111. — Geist und Charakter S. 113. — Wert des Festhaltens an der ursprünglichen Absicht S. 115. — Eigensinn ein Fehler des Gemüts, keine Steigerung der Charakterstärke S. 117.

IX. Das Wesen der kriegerischen Persönlichkeit 118

Werbearmee und Volksheer. Soldatischer Innungsgeist S. 119. — Hochgesteigertes Ehrgefühl ein stolzes Vorrecht des Soldaten S. 121. — Das Streben nach harmonischem Verein der Kräfte S. 123.

I. Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr.

„Obgleich sich unser Verstand immer zur Klarheit und Gewißheit hingedrängt fühlt, so fühlt sich doch unser Geist oft von der Ungewißheit angezogen. Statt sich mit dem Verstande auf dem engen Pfade philosophischer Untersuchung und logischer Schlußfolgen durchzuwinden, um, seiner selbst kaum bewußt, in Räumen anzukommen, wo er sich fremd fühlt, und wo ihn alle bekannten Gegenstände zu verlassen scheinen, weilt er lieber mit der Einbildungskraft im Reiche der Zufälle und des Glücks. Statt jener dürftigen Notwendigkeit schweigt er hier im Reichtum von Möglichkeiten; begeistert davon, beflügelt sich der Mut, und so wird Wagnis und Gefahr das Element, in welches er sich wirft, wie der mutige Schwimmer in den Strom."

Vom Kriege. I. Buch 1. Kap. 22.

Um in dem „Element der Wagnis und Gefahr" bestehen zu können, bedarf es des Muts, der ersten Eigenschaft des Kriegers. Nach Clausewitz ist der Mut gegen persönliche Gefahr doppelter Art: „erstens kann er Gleichgültigkeit gegen die Gefahr sein, sei es, daß sie aus dem Organismus des Individuums oder aus Geringschätzung des Lebens oder aus Gewohnheit hervorgehe, auf jeden Fall aber ist er als ein bleibender Zustand anzusehen. Zweitens kann der Mut aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. In diesem Fall ist der Mut nicht sowohl ein Zustand, als eine Gemütsbewegung, ein Gefühl. Es ist begreiflich, daß beide Arten von verschiedener Wirkung sind. Die erste Art ist sicherer, weil sie zur zweiten Natur geworden, den Menschen nie verläßt, die zweite führt oft weiter; der ersten gehört mehr die Standhaftigkeit, der zweiten mehr die Kühnheit an; die erste läßt den Verstand nüchterner, die zweite steigert ihn zuweilen, verblendet ihn aber auch oft. Beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Mutes."*)

Der im Organismus des Individuums, in Geringschätzung des Lebens und in Gewohnheit begründete physische Mut findet sich bei rohen, kriegerischen Völkern naturgemäß am häufigsten. In diesem Sinne sagt Clausewitz: „Wenn wir ein rohes, kriegerisches Volk betrachten, so ist ein kriegerischer Geist unter den Einzelnen viel gewöhnlicher, als bei den gebildeten Völkern, denn bei jenen besitzt ihn fast jeder einzelne Krieger, während bei den gebildeten eine ganze Masse nur durch die Notwendigkeit und keineswegs durch inneren Trieb mit fortgerissen wird. Aber unter rohen Völkern findet man nie einen eigentlich großen Feldherrn und äußerst

*) Vom Kriege. I. Buch 3. Kap.

selten, was man ein kriegerisches Genie nennen kann, weil dazu eine Entwicklung der Verstandeskräfte erforderlich ist, die ein rohes Volk nicht haben kann."*) Diese Verstandeskräfte haben einen großen Anteil an dem „höheren kriegerischen Genius",*) Grund genug für jeden, der im Kriege in verantwortungsvoller Stellung etwas leisten will, seine Verstandeskräfte auszubilden, nicht im Sinne rein spekulativer Gedankenarbeit, sondern in dem prüfender Betrachtung der Erscheinungen der Vergangenheit wie der Gegenwart. „Das Leben mit seiner reichen Belehrung wird niemals einen Newton oder Euler hervorbringen, wohl aber den höheren Kalkül eines Condé oder Friedrich."**)

Bei den bedeutenden Führern ist natürlich nicht immer auseinanderzuhalten, wo ihr Handeln inmitten der Gefahr vorzugsweise den Stempel der Kühnheit, wo mehr den der Standhaftigkeit trägt, sind doch den wahrhaft Großen unter ihnen, denen diese Bezeichnung auch vom rein menschlichen Standpunkt zukommt, beide Äußerungen des Muts in gleicher Weise eigen. Neben der unübertroffenen Kühnheit Friedrichs des Großen steht seine unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück. Napoleon sagt von ihm: „Il a été grand surtout dans les moments les plus critiques, c'est le plus bel éloge que l'on puisse faire de son caractère."***) Wie im großen sich seine Standhaftigkeit darin offenbart, daß er durch sieben Kriegsjahre einer Welt in Waffen trotzt, so äußert sie sich nicht minder auf dem mehr begrenzten Gebiet eines einzelnen Schlachtfeldes. Wenn bei Torgau†) seine Kühnheit sich darin zeigt, daß er seine Kräfte teilt, um den Gegner von zwei Seiten anzufallen, so prägt sich seine Standhaftigkeit in den Worten aus, die er unter dem frischen Eindruck der vergeblichen und verlustreichen Angriffe seiner Truppen an seine Umgebung richtete. Noch bevor ihn die Meldung von der nächtlichen Erstürmung der Süptitzer Höhen erreichte, sprach er sich zuversichtlich dahin aus, daß der Feind das Schlachtfeld räumen würde. Er habe keine geringeren Verluste erlitten als die eigene Armee, und da Zietens Korps ihm im Rücken stehe, bliebe ihm kein anderer Ausweg, als der Rückzug über die Elbe.

Die gleiche Beharrlichkeit zeigte Napoleon bei Pr. Eylau. Seine wiederholten Angriffe waren auf der ganzen Front von den Russen blutig abgewiesen worden, und gegen Abend hatte das auf dem rechten französischen Flügel befindliche 3. Korps Davout durch einen Vorstoß des preußischen Korps L'Estocq eine empfindliche Niederlage erlitten. Der Kaiser harrte dennoch angesichts des Feindes aus. Er rechnete darauf, den Kampf am anderen Tage, auf seinem linken Flügel durch das erst am Abend des Schlachttages eintreffende Korps Ney verstärkt, wiederaufzunehmen, sein Gegner aber räumte während der Nacht das Kampffeld und bekannte sich damit

*) Vom Kriege. I. Buch 3. Kap. — **) Vom Kriege. II. Buch 2. Kap.
***) Corresp. XXXII p. 238. Oeuvres de Ste. Hélène. — †) S. 13.

als besiegt. Auf Torgau wie auf Eylau paßt somit das Wort Suworows, daß eine verlorene Schlacht eine solche sei, die man verloren glaube*), nicht minder wie der Ausspruch des Generals von Blume**): „Die Kriegsgeschichte lehrt, daß am Ende eines Schlachttages der Sieger selten die Größe der Niederlage des Gegners ganz erkannt, ja, daß er nicht selten die Schlacht für unentschieden, selbst für verloren gehalten hat, während die Massen des Feindes flohen."

Ob in dem Handeln eines Feldherrn mehr Standhaftigkeit oder mehr Kühnheit zu Tage trat, war von jeher außer von seinen natürlichen Anlagen von der Beschaffenheit seines Heeres abhängig. Wenn Daun, als ihm im Jahre 1757 der Auftrag erteilt wurde, die in Prag eingeschlossene Armee des Prinzen Karl von Lothringen zu entsetzen, es trotz seiner Überlegenheit um mehr als 20 000 Mann nicht wagte, König Friedrich anzugreifen, sondern es vorzog, sich in gewählter Stellung angreifen zu lassen, so geschah das nicht nur aus Scheu vor dem Königlichen Feldherrn und seinem bisher noch nie besiegten Heere, sondern auch, weil das letzte österreichische Heer, das noch das freie Feld behauptete, wenig beweglich, eilfertig und unter dem Zwange der Not nur locker zusammengefügt war. Weil für König Friedrich zwingende Gründe obwalteten, bei Kolin zum Angriff zu schreiten, wurde es Daun möglich, auch in dieser Form der Kriegführung den Entsatz Prags zu bewirken. Wo es sich später nicht um ein derartig beschränktes Ziel, sondern darum handelte, die preußische Macht vernichtend zu treffen, mußten solche Mittel versagen. Nur durch Angriffsschlachten, nicht durch Wahl unangreifbarer Stellungen, wie sie der österreichische Kunktator mit großem Geschick zu wählen wußte, und durch die kleinen Künste des Manövers konnte das Endziel des Krieges erreicht werden.

Das Verhalten Dauns erklärt sich zum Teil daraus, daß in einem Koalitionskriege jede Macht geneigt ist, der anderen die Hauptlast des Krieges aufzubürden, doch sprach auch sehr wesentlich der Umstand mit daß die österreichische Armee durch den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch der preußischen an Beweglichkeit nicht gleichkam, und daß die Lineartaktik mit der ihr fehlenden Tiefengliederung für den Entscheidung suchenden Angriff an sich wenig geeignet war. Nur die preußische Armee in König Friedrichs Hand verstand es, diese Schwäche der damaligen Fechtweise zu überwinden. Gewiß, auch Dauns methodische Art hat wesentlich mitgesprochen, aber nicht nur er selbst, sondern die Mehrzahl der höheren Führer des Kaiserlichen Heeres huldigte rein defensiven Tendenzen. Den in einer Armee einmal herrschenden Geist aber kann nur ein genialer Feldherr ändern, der zugleich Monarch ist. Ein Mann wie Daun konnte nur durch Tüchtigkeit, Umsicht, persönliche Tapferkeit und Standhaftigkeit, niemals aber durch Kühnheit sich hervortun.

---

*) Nach Graf Josephe de Maistre, zitiert bei Pierron, Méthodes de guerre I.

**) Strategie III. 9b.

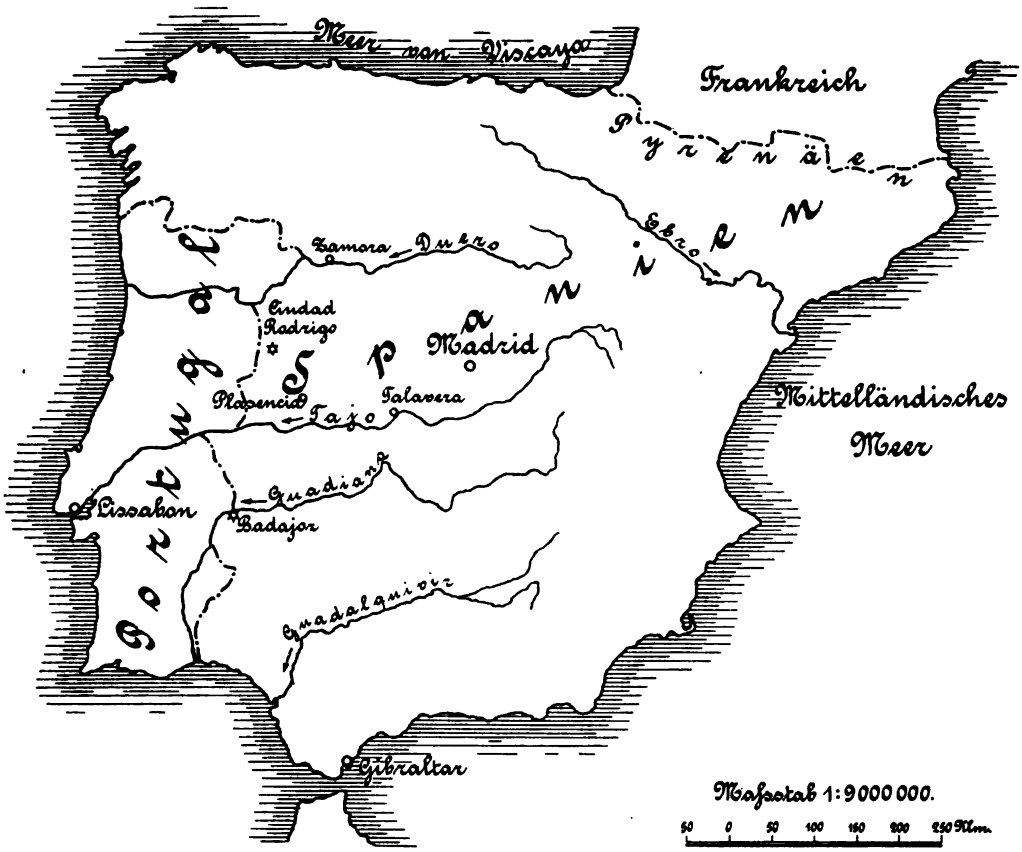
Auch die Führer russischer Truppen sahen sich im siebenjährigen Kriege und auch noch zur Zeit Napoleons bei der Unbeholfenheit ihrer Schlachthaufen auf die einfachsten Bewegungen beschränkt, die Standhaftigkeit ihrer Truppen in der Gegenwehr bei Zorndorf und Kunersdorf war dagegen über alles Lob erhaben. Dieselben Truppen, die zu Beginn des Sommerfeldzuges 1807 in Ostpreußen Bennigsen ein Manövrieren mit getrennten Kolonnen unmöglich machten, hatten im Februar dieses Jahres Napoleons Angriffe bei Pr. Eylau mit der größten Zähigkeit abgewiesen.

Unzweifelhaft lag in Wellingtons Natur viel kühle Bedächtigkeit, aber seine Heerführung erhielt doch auch das ihr eigentümliche Gepräge durch die Verhältnisse, in denen ihm zu wirken beschieden war. Die Beschaffenheit seines Söldnerheeres, die in ihm noch herrschende Linearlaktik, die natürlichen Anlagen des britischen Soldaten, haben hierbei ebenso mitgewirkt wie der Umstand, daß der Lord auf der iberischen Halbinsel nur über eine kleine englische Armee verfügte, die den Kern für die spanischen und portugiesischen Aufgebote bildete. Er mußte mit Recht Bedenken tragen, diese in opfervollen Angriffsschlachten einzusetzen, zumal da er durch das Meer von seinen heimatlichen Hilfsquellen getrennt war. So führte er denn auch im Jahre 1809 seine Offensive von Portugal auf Madrid nicht durch, sondern nahm mit seinen 60 000 Mann, darunter allerdings nur 20 000 guter englischer Truppen, bei Talavera eine starke Stellung, an der sich die 45 000 Mann Joseph Napoleons in zweitägigen vergeblichen Angriffen erschöpften. Der Sieg auf dem Schlachtfelde verblieb Wellington, aber ihn auszubeuten vermochte er schon deshalb nicht, weil der Marschall Soult von Zamora und Ciudad Rodrigo über Plasencia gegen seinen Rücken anmarschierte und ihn zum Rückzuge nach Portugal nötigte.

Auch 1810 und 1811 trat Wellington dem Marschall Massena in Portugal stets in wohlgewählten starken Stellungen entgegen. Zwar dort, wo es der Kriegszweck unmittelbar forderte, scheute er sich nicht, Menschenleben zu opfern, so 1812 bei der Erstürmung der Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz, durch deren Einnahme er sich den Weg nach Spanien bahnte. Auch hier, als der allgemeine Niedergang der napoleonischen Sache ihm die Durchführung einer Offensive gestattete, die ihn zuletzt bis über die Pyrenäen brachte, verlor seine Kriegsweise ihre Besonderheit nicht. Er trachtete mit Vorliebe danach, die Franzosen sich an seinen gewählten starken Stellungen verbluten zu lassen. Auch der Feldzug 1815 in Belgien läßt dieses Bestreben hervortreten, die großen operativen Gedanken entsprangen damals dem preußischen Hauptquartier.

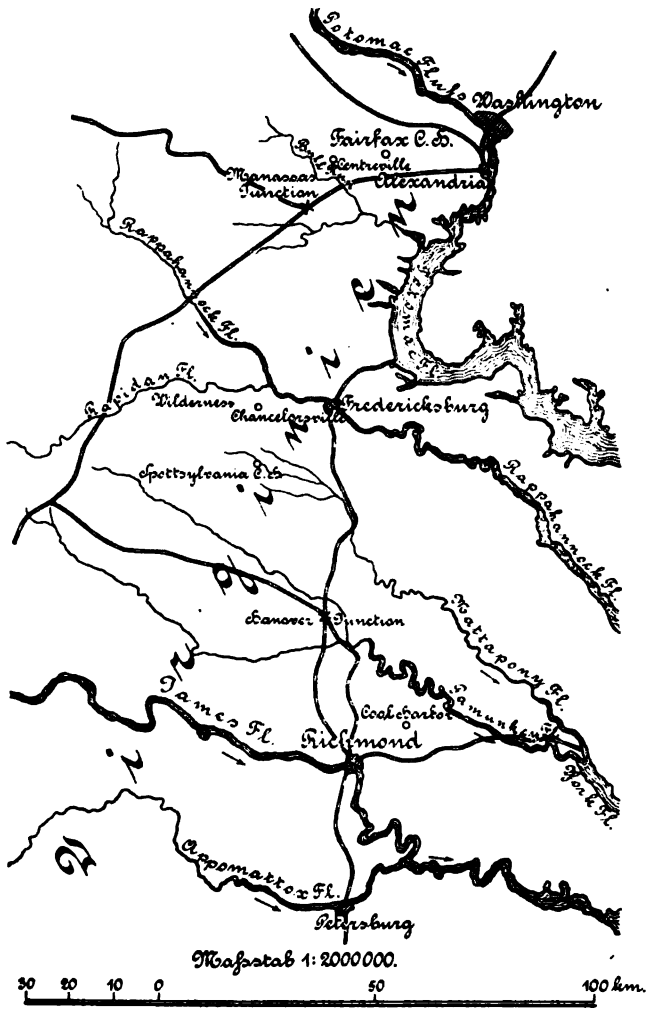
Auch die neuere Kriegsgeschichte liefert mehrfach bezeichnende Beispiele, wo der Zwang der Verhältnisse und die Beschaffenheit des Heeres den Feldherrn nötigten, auf eine kühne Kriegführung zu verzichten und sich auf standhaftes Ausharren zu beschränken. Der Führer der Armee von Nordvirginien im amerikanischen Sezessionskriege, General Lee, befehligte zwar ein erheblich kriegstüchtigeres Heer als die nord-

staatlichen Generale, die ihm gegenübertraten, doch war es diesen meist an Zahl sehr unterlegen. Sodann waren die konföderierten Truppen, wenn sie sich auch im Verlaufe des Krieges immer mehr festigten, doch ihrer ganzen Natur nach milizartigen Charakters. Sie leisteten wie jedes Milizheer das Beste in der Verteidigung der eigenen Heimat, größeren Offensivunternehmungen aber waren sie nicht gewachsen.



Dadurch sah sich Lee gezwungenermaßen auf die Verteidigung beschränkt. Zweimal unternommene Einfälle in das feindliche Gebiet mißlangen, und die Armee versagte in der Angriffsschlacht. Freilich sprach hierbei außer ihrem milizartigen Charakter auch der ganze Zweck des Krieges für die Südstaaten mit. Bei ihren beschränkten Mitteln und ihrer geringen Volkszahl konnten sie an eine wirkliche Niederwerfung der Union nicht denken, nur ein Losreißen von ihr erstreben. Es galt sonach für sie in erster Linie, den Versuch abzuwehren, sie mit Waffengewalt wieder in den Verband der Union zurückzuzwingen. Dieser an sich defensive Kriegszweck

bildete die Richtschnur für Lees Handeln. Für ihn kam es nur darauf an, sich zu behaupten, und nach dieser Richtung sind seine Leistungen im Kriegsjahre 1864 und bis zum endgültigen Unterliegen der Konföderation im Frühjahr 1865 wahrhaft großartig.



Es galt für ihn, mit nur 62 000 Mann der 120 000 Mann starken Armee Grants Widerstand zu leisten. Dieser versuchte, Lees Stellung südlich des Rapidan über Chancelorsville links zu umgehen, wobei Lee gegen die rechte Flanke der feindlichen Marschkolonnen vorstieß. Es führte das zu zweitägigen, blutigen Kämpfen in den dichten Waldungen der Wildernеß. Als dann Grant weiter über Spottsylvania auszuholen versuchte, glückte es Lee, sich ihm dort in verschanzter Stellung vorzulegen, in der es der nordstaatlichen Armee nicht gelang, die Konföderierten zu überwältigen. Bei ihrem Weitermarsch nach der südstaatlichen Hauptstadt Richmond war der Unionsarmee bei Hanover Junction wiederum der Weg verlegt, und das gleiche wiederholte sich dann nochmals bei Cool Harbor, worauf Grant nach abermaligen verlustreichen Stellungskämpfen von jedem weiteren Versuch, nach Richmond durchzudringen, Abstand nahm. Die Energie der Verteidigung Lees spricht sich darin aus, daß in diesem einen Frühsommer sich fast der ganze Boden Virginiens von Rapidan bis an den Jamesfluß mit Erdwerken bedeckte, und daß gleichwohl am Ende dieser fortgesetzten Kämpfe hinter Brustwehren keineswegs Entmutigung in den Reihen der Armee von Nord-

virginien herrschte. Im Norden war dagegen nach den opfervollen vergeblichen Angriffen und nachdem Grants Mittel durchaus versagt hatten, die Stimmung sehr gedrückt; selbst Präsident Lincoln war zeitweilig einer Verständigung mit dem Süden durchaus nicht abgeneigt. Im ganzen hatte Grant in der Zeit von Anfang Mai bis Mitte Juni fast 50 000 Mann eingebüßt. Er nahm alsdann mit Hilfe der Flotte einen Wechsel der Operationsbasis vor und verlegte die Kriegshandlung nach dem Südufer des Jamesflusses. In den 60 km ausgedehnten verschanzten Linien von Richmond—Petersburg hat sich dann die nur noch 50 000 Mann zählende konföderierte Armee bis zum April 1865 gegen die fortgesetzt verstärkte Unionsarmee behauptet, und nicht deren Waffen ist sie erlegen, sondern die Unterbrechung ihrer Verbindungen mit dem Süden der Sezessionsstaaten durch General Sherman nötigte Lee zum Abzuge, dem alsbald die Waffenstreckung im freien Felde folgte. So ist zu Ausgang des Krieges unter dem Druck einer verzweifelten Lage von Lee und seinen Truppen die denkbar größte Standhaftigkeit entfaltet worden.

Nicht minder wie bei einem Angriffskriege spricht bei einer langandauernden Verteidigung der Volkscharakter mit. Ohne das heroische Pflichtgefühl des russischen Soldaten wäre trotz Todlebens Geschick der elf Monate lange Widerstand Sewastopols undenkbar gewesen. In der Einfalt seines passiven Christentums, die alles ohne weitere Prüfung, als von Gott verhängt, entgegennimmt, gleicht das russische Volk in vieler Beziehung seinen jahrhundertelangen Gegnern, den fatalistischen Türken. Einst als Eroberer für Europa eine beständige Gefahr, haben diese sich in neuerer Zeit hauptsächlich in der Verteidigung als höchst achtbare Gegner erwiesen. Fehlende einheitliche Leitung ließ bei ihnen während des russisch-türkischen Krieges im August 1877 die günstigsten Gelegenheiten, einen vernichtenden Schlag gegen die Russen zu führen, ungenutzt vorübergehen. Bei dem verrotteten Staatswesen der Türkei war eine genügende Vorbereitung des Krieges unmöglich, es lieferte den Generalen nur improvisierte Armeen. Deren Menschenmaterial war allerdings vortrefflich, aber die größeren Truppenkörper waren für Offensivunternehmungen wenig geeignet. So sah sich Osman-Pascha bei Plewna auf die Verteidigung beschränkt. Fünf Monate hindurch hat er diese ruhmvoll durchgeführt und weit überlegene feindliche Kräfte gefesselt. Ihm wurde in seiner improvisierten Festung die Ehre einer regelrechten Blockade zuteil, ihm und seinen tapferen Kampfgenossen blieb schließlich aber doch der Lohn für ihre Hingebung versagt, denn die Waffenstreckung nach mißlungenem Durchbruchsversuch war das Ende des heldenmütigen Widerstandes.

In gleicher Weise hatte Mukhtar-Pascha in Armenien unter der Ungunst der allgemeinen staatlichen und militärischen Verhältnisse des Reichs und der geringen Beweglichkeit der ihm anvertrauten Armee zu leiden. Wohl gelang es ihm, die russische Invasion zurückzuweisen und die Festung Kars zu entsetzen, aber er mußte

sich dann darauf beschränken, an der kaukasischen Grenze haltzumachen, und angelehnt an Kars, eine verschanzte Stellung zu beziehen, in der er zuletzt überwältigt wurde.

Diesen Feldherren, die sich mit der Abwehr des Feindes begnügen mußten, konnte ein dauernder Erfolg garnicht beschieden sein, nur ein Hinhalten blieb ihnen möglich. Große Erfolge gedeihen nur dort, wo wirkliche Kühnheit sich zur Geltung zu bringen vermag.

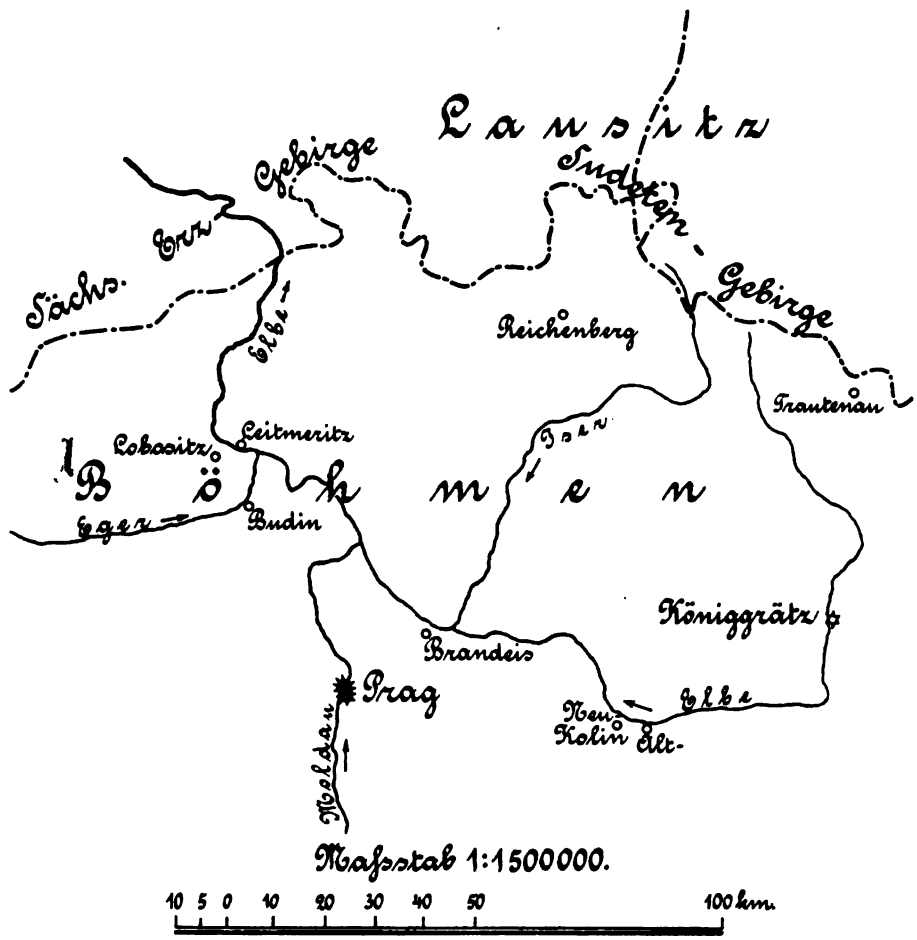
Kaum jemals hat eine Armee in gleichem Maße den Stempel ihres Führers getragen wie diejenige, mit der Friedrich der Große in den Siebenjährigen Krieg zog. In ihr, die er, gestützt auf die Erfahrungen der beiden ersten schlesischen Kriege, in zehnjähriger Friedensarbeit als ein wahrer König-Connetable selbst durchgebildet hatte, besaß er ein Werkzeug, das die kühnsten Entwürfe rechtfertigte, wie sie der Kampf gegen die erdrückende Übermacht seiner Gegner forderte.

Schon der Beginn des Krieges, mit dem er seinen Feinden zuvorkam, war ein Wagnis, auf militärischem Gebiete aber tritt dieses Wagen im großen nirgends deutlicher bei ihm hervor, als im Feldzugsplane von 1757, in jenem Einmarsch in Böhmen in vier räumlich getrennten Kolonnen. Mit diesem Gedanken stand freilich der König nicht allein. Auch Winterfeldt äußerte ihn von sich aus, auch Schwerin war ihm zugetan. Am 16. März 1757 schreibt Winterfeldt dem Könige: „Die jetzigen Umstände von Ew. Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Partie prompt zu ergreifen, retten kann",*) und am 30. März äußern sich Schwerin und Winterfeldt über das böhmische Unternehmen folgendermaßen: „Nu sei es zwar an dem, daß sich bei allen Operationen Difficultäten ereigneten, so man aber verachten und durch gute Disposition und vigoureuse Execution übersteigen müsse. Es sei überhaupt dieses, sozusagen, das einzige Mittel, wodurch man sich die große Menge derer Feinde vom Halse schaffen und die Oesterreicher schwächen müsse, ehe die Franzosen so nahe kommen könnten. Das gemeine Sprichwort sei: Audaces Fortuna juvat."**) Gleichwohl gehen die Absichten beider Generale, ihrem Standpunkt und ihrer Wirksamkeit entsprechend, eigentlich nur dahin, die einzelnen Heeresgruppen der Österreicher in der Trennung anzufallen und sie durch Fortnahme ihrer Magazine der Möglichkeit einer offensiven Kriegführung zu berauben. Der Königliche Feldherr aber „gestaltete die Gedanken seiner Generale weiter zu der größten Kriegshandlung des Jahrhunderts, die ihr Ziel in der Zertrümmerung der Oesterreichischen Heersmacht sucht".***) Für ihn stand es fest, daß „jede Bataille ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden" müsse,†) und kurz vor der Prager Schlacht verleiht er dem Vernichtungsgedanken Ausdruck indem er

*) Gen. St. W. Kriege Fr. d. Gr., III. Siebenj. Krieg, II. S. 42.
**) Ebenda S. 57.
***) Ebenda S. 52.
†) Pol. Korr. XIV. 8488.

Schwerin schreibt: „ . . . en attaquant ensemble toutes les forces réunies de la maison d'Autriche, nous pouvons nous flatter de les accabler à la fois".*)

Der Einmarsch in Böhmen erfolgte mit je zwei Kolonnen auf jedem Ufer der Elbe. In der Erwartung, daß der Feind mit seinen Hauptkräften eine



Stellung bei Budin hinter der Eger beziehen würde, beabsichtigte der König die Vereinigung seiner Heeresgruppen bei Lobositz-Leitmeritz. Die Kolonne des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau stieß an der Eger zu der des Königs, während der Herzog von Bevern sich bei Reichenberg den Durchmarsch durch das Gebirge glücklich erkämpfte. Das ihm gegenüberstehende Korps des Feldzeugmeisters Grafen

*) Pol. Korr. XV. 8898.

Königsegg wich, in seiner rechten Flanke durch den Vormarsch Schwerins bedroht, bei Brandeis hinter die Elbe zurück. Serbelloni hatte mit dem an der schlesischen Grenze stehenden österreichischen Korps nichts unternommen, um Schwerins Einmarsch und dessen Vereinigung mit Bevern zu stören, er verharrte untätig bei Königgrätz. Gleichzeitig wich der vom Feldmarschall Browne persönlich befehligte Heeresteil ohne Kampf von der Eger auf Prag zurück, wohin auch Königsegg herangezogen wurde. So kam es zu einer Vereinigung der gesamten preußischen Macht, statt an der Elbe bei Lobositz-Leitmeritz erst vor Prag und dort zur Waffenentscheidung, die mit der Einschließung der österreichischen Hauptmacht in der Festung endete.

War des Königs Kriegsplan, dieser Einmarsch in getrennten Kolonnen, mehr wie Kühnheit? War es Verwegenheit, jene Verblendung, zu der nach Clausewitz*) oft die Kühnheit verführt, während die Standhaftigkeit den Verstand nüchterner läßt? Wohl ist der jugendliche Friedrich von solchen Anwandlungen nicht immer frei gewesen, aber der gereifte Feldherr von 1757 dachte anders. Schon 1745 hatte er der Versuchung widerstanden, die Wege eines Karl XII. zu wandern, und im Dresdener Frieden auf der Höhe des Glücks eine seltene Mäßigung bewiesen.

Der Einmarsch in Böhmen rechnete mit der Unentschlossenheit des Gegners, und diese Rechnung trog nicht, wie es denn eine der ersten Feldherrngaben ist, in jedem einzelnen Falle herauszufühlen, was man dem Gegner bieten kann. Eine gegenseitige mittelbare Unterstützung der getrennten Kolonnen war gewährleistet, das Vorgehen der einen mußte die andern entlasten. Winterfeldt hatte mit treffendem soldatischen Blicke die Lage erkannt, wenn er bereits am 22. März dem Könige schrieb: „... hier bei diesen Umständen dependiret nicht von ihm (dem Feinde) sich avantageuse Posten zu choisiren, sondern er muß schlagen, das Terrain mag sein wie es will".**) In diesen Worten spricht sich die richtige Bewertung der Initiative im großen aus, die ihre Schwungkraft auch der taktischen Handlung mitteilt. In Wirklichkeit lag dem Einmarsch in Böhmen sehr viel kühle, nüchterne Berechnung zugrunde, freilich die Berechnung eines Kühnen!

Nicht anders lagen die Dinge für Moltke im Jahre 1866. Auch hier entsprang der Kriegsplan der Erkenntnis, daß die von Schlesien her in Böhmen einrückende Zweite Armee, wenn sie auf einen überlegenen Feind stieß, durch das Vorgehen der Ersten und Elb-Armee von der Lausitz her entlastet werden mußte.

Hier wie 1757 wirkte sodann die Kühnheit der Heeresleitung nach unten fort. Sie vervielfältigte die Kraft des Einzelnen und trug dadurch mächtig zum Gelingen des Ganzen bei. So erfocht Bevern seinen Sieg bei Reichenberg, und die Zweite Armee erkämpfte sich 1866 trotz des Mißgeschicks, von dem das I. Armeekorps bei Trautenau betroffen wurde, glücklich den Austritt aus dem Grenzgebirge.

*) Vom Kriege. I. Buch 3. Kap.

**) Gen. St. W. Kriege Fr. d. Gr. III. Siebenj. Kr. S. 44.

Nicht nur hier hat indessen Moltke an friderizianische Gedanken angeknüpft und ist den Eingebungen friderizianischer Kühnheit gefolgt. Eine Denkschrift vom Jahre 1862*) faßt ein Vorgehen Preußens gegen Österreich, Bayern und Frankreich ins Auge. In ihr finden sich die stolzen Worte: „Preußen wird also zu Anfang des Kampfes ohne jegliche Verbündete sein, es kann sich aber deren erkämpfen und zwar auch in Deutschland selbst. Der Vorteil Preußens besteht in der Initiative. Wir können unsere Streitkräfte schneller aufstellen als alle unsere deutschen Gegner. Der Erfolg beruht ganz allein in dem sofortigen und rücksichtslosen Gebrauch derselben. . . . Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen." Mit Recht ist von dieser Denkschrift gesagt worden, daß sie zu dem Großartigsten zähle, was uns Moltke überliefert habe; es sei „als ob Friedrichs des Großen Geist aus ihr spräche Feinde ringsum! Aber kein Atom von Bedenken, von Befürchtungen oder Schwierigkeiten; nur kühn hineingreifen: wir müssen durch und wir kommen durch."**)

Der Einmarsch 1866 führte nach Königgrätz. Eine nachhinkende Kritik hat gleichwohl in Verkennung der moralischen und geistigen Faktoren, die im Kriege wirksam sind, sich bemüßigt gefunden, Moltkes Handeln zu bemängeln, nicht minder wie dasjenige König Friedrichs im Jahre 1757. Anscheinend hier mit mehr Recht, denn auf die Schlacht bei Prag folgte die von Kolin, und der König sah sich gezwungen Böhmen wieder zu räumen. Kein Kriegsplan kann jedoch über die erste große Waffenentscheidung hinaussehen, die Niederlage von Kolin steht sonach in keinem ursächlichen Zusammenhange mit dem Einmarsch in Böhmen an sich. Auch fehlte nur wenig, daß selbst Kolin ein preußischer Sieg wurde, und der Krieg dort sein Ende fand. Sodann hat der König trotz der Niederlage sein moralisches Übergewicht behauptet. Es zeigt sich das schon darin, daß er es auch weiterhin wagt, seinen zahlreichen Feinden Trotz zu bieten, daß er jeden Gedanken an einen ungünstigen Frieden als entehrend von sich weist. „Es ist eine sehr hervorstechende Eigentümlichkeit großer Feldherren, im Unglück und in der Bedrängnis so wenig als möglich aufzugeben, sich und dem Glücke zu vertrauen und es darauf ankommen zu lassen, ob bessere Zeiten ohne große Verluste zu erreichen sind. Gelingt es, so sind wir geneigt, jedesmal alles für sichere Rechnung und klares Bewußtsein zu halten, was blos erst dunkles Wagen war."***)

Freilich sieht sich König Friedrich später in diesem dunkeln Wagen bei seiner um die Hälfte geschwächten Armee zu einem größeren Aufsparen der Kräfte und dort, wo er schlägt, zu einem sorgfältigeren Abwägen der Lage gezwungen. Zu so hohem Fluge wie im Jahre 1757 reichen seine Kräfte nicht mehr aus, aber seine Schlachtenführung trägt

*) Mil. Korr. 1866 S. 17 ff.

**) v. Verdy, Studien über den Krieg. 2. Teil. Oper. Pläne 3. Heft. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn.

***) Band VII. Feldzug 1814.

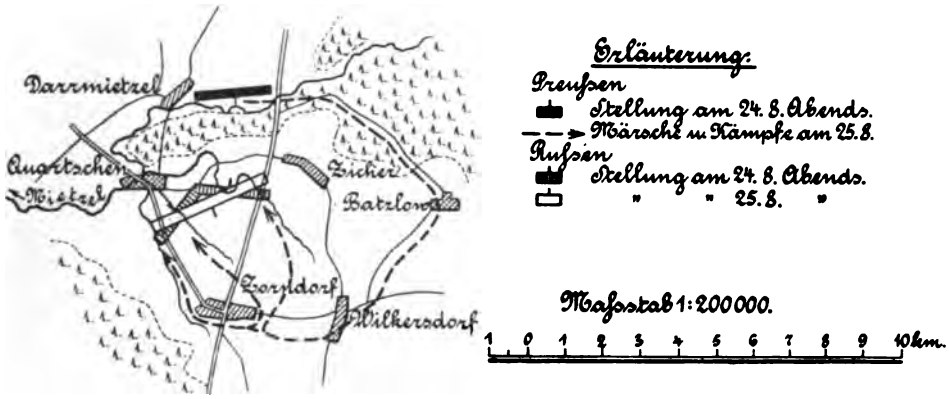
auch weiterhin den Stempel höchster Kühnheit. Diese hatte ihre Wurzel in dem hohen sittlichen Zweck, für den er stritt. In schöner Weise drückt das Clausewitz aus, wenn er dem Kronprinzen von Preußen, dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. empfiehlt, man müsse sich „mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen",*) und wenn er seinem hohen Schüler anrät, „sich die gefährlichsten Lagen am häufigsten zu denken und am besten darüber mit sich einig zu werden, das führe zu heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft." Weil Friedrich II. mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut war, meint er, „unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff bei Leuthen, nicht weil er herausgerechnet hatte, daß er mit der schiefen Schlachtordnung die Österreicher höchstwahrscheinlich schlagen würde."*) In den Jahren tiefer Demütigung, die den Befreiungskriegen vorausgingen, als jeder Tag den Untergang Preußens bringen konnte, beschwört der Mitarbeiter Scharnhorsts den Geist des Heldenkönigs vor dem Erben der preußischen Krone herauf, indem er zu ihm äußert: „Irgend ein großes Gefühl muß die großen Kräfte der Feldherrn beleben, sei es der Ehrgeiz wie in Cäsar, der Haß des Feindes wie in Hannibal, der Stolz eines glorreichen Unterganges wie in Friedrich dem Großen."

Zwar an ein „accabler à la fois" der Gesamtkräfte des Hauses Österreich konnte der König in den späteren Jahren des Krieges nicht mehr denken, aber seine Angriffsschlachten streben noch immer nach einem vollen Siege, nach Vernichtung des Feindes. Bei Zorndorf und Kunersdorf schlägt er mit völlig verwandter Front, bei Torgau teilt er seine wenig zahlreiche Armee, begibt sich mit deren Gros in die Dommitzscher Heide und packt den Gegner von zwei Seiten an. 1761 entsagt er der opfervollen Angriffsschlacht grundsätzlich, um beim endlichen Friedensschlusse noch mit achtunggebietender Macht im Felde zu stehen. „Der König hatte nichts so sehr am Herzen, als die Erhaltung seines Heeres, weil er mit jedem Jahre mehr einsah, wie die Furcht vor seinen zahlreichen Bataillonen ihm nützlicher war, als die Schläge, welche er damit tun konnte"**), und „wer alles durch Zeitgewinn und Aufsparen der Kräfte zu erreichen sucht, der muß die Energie des Krieges nicht von selbst steigern".**) „Je schwächer man im Kriege ist, um so mehr muß man von den Fehlern der Andern leben."**) Wir sehen ihn daher „alles fernere Manövriren in dem Punkt einer verschanzten Stellung konzentriren,**) selbst in der Wahl des verschanzten Lagers von Bunzelwitz aber offenbart sich noch sozusagen negativ, seine Kühnheit, denn es war in der Tat kühn, die Verbindung mit dem Kern seiner Lande völlig aufzugeben. Er wagte es im Vertrauen auf die Un-

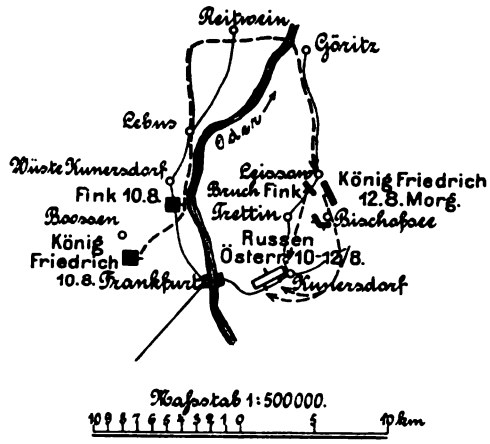
*) Vom Kriege, Anhang. Die wichtigsten Grundsätze der Kriegführung zur Ergänzung meines Unterrichts bei Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen (1810 bis 1812).

**) Band X. Friedrich der Große.

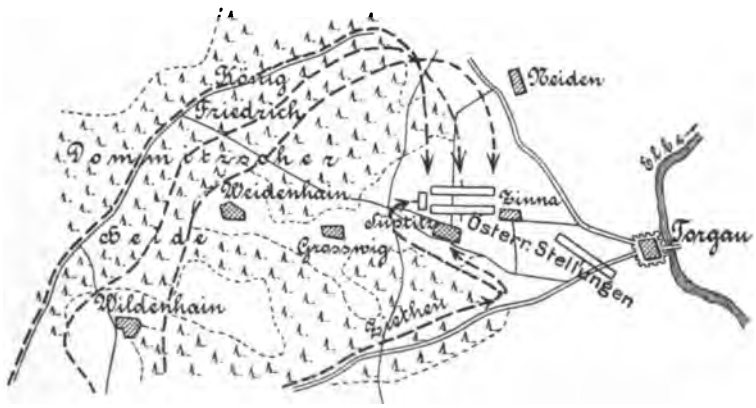
Die Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758.



Die Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759.



Die Schlacht von Torgau am 3. November 1760.



einigkeit und Unentschlossenheit seiner Gegner, Laudons und Buturlins, ein Vertrauen, das ihn nicht täuschen sollte.

Die neuere Kriegführung stammt von Napoleon. Aus seinen Kriegen ist für uns unmittelbar mehr zu lernen, denn sein Handeln vollzog sich auf einer Grundlage und unter Aufwendung von Mitteln, die unseren heutigen Verhältnissen ähnlicher sind, als die unter Friedrich dem Großen bestehenden. Napoleon ist schöpferisch wie kein anderer Heerführer und Organisator der Weltgeschichte und wird für immer vorbildlich bleiben, an Kühnheit aber überragt ihn Friedrich der Große. Es klingt das auch in dem Tadel durch, den Napoleon bei aller Anerkennung, die er im allgemeinen dem Könige spendet, öfter über ihn fällt, so hinsichtlich der Schlacht bei Kolin und insbesondere der bei Torgau. Dem entthronten Kaiser, der in der Gefangenschaft von St. Helena solche Urteile fällte, fehlte die nähere Kenntnis des Zusammenhanges der Dinge. Er verstand es nicht, die Beweggründe des Königs zu würdigen, dem Sohne der Revolution fehlte das Gefühl für die monarchische Verantwortlichkeit für seinen Staat, die den König leitete, er besaß nicht „den Stolz eines glorreichen Unterganges".

Zwischen jedem bedeutenden Führer und seinen Truppen bilden sich im Kriege besondere Beziehungen mehr oder weniger ausgeprägter Natur. Von dem Verkehr Friedrichs des Großen mit seinen Soldaten sind uns mancherlei volkstümliche Erzählungen aufbewahrt. Auch der gemeine Mann fühlte sich mit seinem Könige durch die gemeinsam durchlebten Mühsale und Gefahren des langen Krieges verbunden. War die Strenge des Königs, mit der er stets neue Opfer heischte, gefürchtet, so wußte doch jeder, daß er sie in noch höherem Maße gegen sich selbst übte, daß er auch fieberkrank und von der Gicht geplagt seiner Feldherrnpflicht oblag, und daß er sich rücksichtslos den feindlichen Kugeln aussetzte, deren „flüsterndes Getöse zu keiner Zeit den geringsten Einfluß auf seinen Anstand ausübte."*) Diese stolze „Contenance" im feindlichen Feuer übertrug sich auf seine Offiziere, wie das Beispiel jenes Leutnants v. Hertzberg beweist, der bei Hochkirch seinen Kameraden eine Prise mit den Worten anbot: „Meine Herren, nehmen Sie eine Prise Contenance" und in demselben Augenblick von einer feindlichen Kugel niedergestreckt wurde.**)

Die Einwirkung bedeutender kriegerischer Persönlichkeiten auf das Heer wird sich dort stets am reinsten offenbaren und am mächtigsten zeigen, wo sich in ihren Taten ein großer Gedanke verkörpert. Zum Marschall Vorwärts sah auch der russische Soldat der schlesischen Armee voll Begeisterung auf, die Preußen aber wußten, daß in der unermüdlichen Tatkraft des feurigen alten Helden der Geist des Vergeltungskrieges recht eigentlich verkörpert war. In den Jahren der Revolution 1848 und 1849

*) Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, II.
**) Koser, Friedrich der Große, II. S. 287.

wurde mit Recht gesagt, daß nur noch in Radetzkys Feldlager Österreich sei, und selten wohl hat es ein schöneres Beispiel von Verehrung der Truppen für ihren Führer gegeben als die Anhänglichkeit, die der österreichische Soldat für den Vater Radetzky zur Schau trug.

Solche Beziehungen des Führers zur Truppe werden sich anders gestalten in einer Armee von Berufssoldaten, wie in einer solchen, die sich durch die allgemeine Wehrpflicht ergänzt.

Bei aller Sorgfalt, die König Friedrich auf seine Armee verwandte, galt ihm doch für ausgemacht, daß die „Ambition" nicht auf den gemeinen Mann zu wirken vermöge. „Alles, was man aus ihm machen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihm den Korpsgeist beibringt, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment, als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn durch die größten Gefahren hindurchführen müssen, so muß er seine Offiziere mehr fürchten, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt".*) Nur der Offizier galt dem Könige als Träger des Geistes der Armee. Anders in einer Armee, die das Volk in Waffen darstellt. In ihr ist auch der gemeine Mann Mitträger des Geistes, der sie belebt, und die Führer haben Anlaß, in vermehrter Weise mit den in der Volksseele wirksamen Kräften zu rechnen. Gewiß, mit Begeisterung allein gewinnt man keine Schlachten, das lehren die traurigen Erfahrungen, die das republikanische Frankreich 1870/71 mit seinen improvisierten Massenheeren gemacht hat, aber der Geist, der 1813 das preußische und 1870 das gesamte deutsche Heer beseelte, ist doch eine mächtige Hilfe zum Siege gewesen.

Die Soldaten der ersten französischen Republik waren bei Napoleons Auftreten bereits aus den Freiwilligen von 1793 durch mehrjährige Kriegserfahrung zu Berufssoldaten geworden, und sie nahmen diesen Charakter mit der Zeit immer mehr an. Die Armee, die Napoleon 1805 aus den Standlagern am Kanal nach Süddeutschland führte, kann mit Recht bereits als ein Prätorianerheer bezeichnet werden. Von ihm gilt in vollem Maße, was Mommsen von dem Heere des Hamilkar Barkas sagt: „Der echte Feldherr vermag es, dem Soldaten an die Stelle des Vaterlandes seine eigene Persönlichkeit zu setzen. . . . In dem langen Kriegsleben fand der Soldat im Lager eine zweite Heimat und als Ersatz für den Patriotismus den Fahnensinn und die begeisterte Anhänglichkeit an seinen großen Führer."**)

Immerhin ruhte die Armee des ersten Kaiserreichs, die sich durch die Konskription ergänzte, auf durchaus nationaler Grundlage. Sie war die Trägerin des nationalen, auf Ruhm und Eroberung gerichteten, Geistes. Die fortreißende Macht einer dämonischen Natur, wie sie in Napoleon verkörpert war, mußte daher gewaltig auf

*) Militärisches Testament von 1768.

**) Römische Geschichte I[2].

die leicht zu begeisternden Franzosen wirken. Gleich sein erster Aufruf bei Übernahme des Kommandos über die Armee von Italien wies den Soldaten verlockende Ziele kriegerischen Ehrgeizes. Er verheißt, sie aus den Felsengebieten, in denen sie sich bisher geschlagen haben, und wo ihrer bewundernswerten Ausdauer die Sonne des Ruhmes nicht gelächelt hat, in die lombardische Ebene zu führen, wo sie Ehre, Ruhm und Reichtümer finden sollen. Mit Unrecht bekrittelt der Marschall Marmont in seinen Denkwürdigkeiten die Gewohnheit Napoleons, sich seinen Truppen zu zeigen und auch inmitten des Krieges über sie Heerschau zu halten. Der Kaiser kannte den Einfluß, den seine Gegenwart auf Offiziere wie Soldaten übte. Er hat einmal gesagt, daß ein höherer Führer einer gewissen Scharlatanerie in dieser Hinsicht nicht entbehren könne. So hat er denn noch unmittelbar vor seinem Untergange auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance die Truppen haranguiert, bevor er sie zum Sturm auf die Stellung Wellingtons führte. Der Zauber seiner Persönlichkeit war so groß, daß noch inmitten der Unglücksfälle des Spätherbstes 1813 die junge Garde, wo er sich zeigte, begeistert ihr „vive l'Empereur" ertönen ließ.

Unter einem Feldherrn, der dem Kriege ein völlig neues Gepräge gab, der die französischen Waffen von Sieg zu Sieg führte und ihrem Machtbereich eine bisher ungeahnte Ausdehnung gab, mußte sich im Heere bei allen Ausschreitungen, die es auf seinem Kriegslaufe beging, doch in hohem Maße ein „veredelter Bandengeist"*) entwickeln. Staunende Bewunderung für den Imperator, eine unbedingte Zuversicht in den Erfolg durchdrang alle Glieder der Armee. Diesen Gefühlen verleiht der Marschall Lannes Ausdruck, wenn er am 10. Oktober 1805 noch vor dem Triumph von Ulm schreibt: „Welch ein Kopf dieser Kaiser! Die feindliche Armee ist mehr in die Enge getrieben als bei Marengo; wir hoffen, daß sie binnen acht Tagen ganz in unserer Gewalt sein wird."**)

Auf dem Boden einer großartigen kriegerischen Tätigkeit wuchsen vortreffliche Generale von hohem taktischen Geschick heran. Wohl hinderte das Übergewicht ihres Herrn und Meisters und die straffe Zentralisation, die er in Staat und Heer durchführte, ihre Entwicklung zu selbständig handelnden Heerführern, aber im engeren Rahmen der Gefechtsführung ihrer Zeit bewährten sie sich durchaus. Die Mannschaften sahen zu diesen schlachterprobten Männern auf, in denen die Glorie des Kaiserreichs verkörpert schien, und die das Wort vom Marschallstabe, den jeder Soldat in seinem Tornister trägt, wahr gemacht hatten. Von ihnen übte als der „Bravste der Braven" der Marschall Ney wohl die größte Wirkung auf den französischen Soldaten aus.

Ney war aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen und ermangelte der Gaben des Geistes und des Charakters sowie des weiten Blicks, die unentbehrlich sind, um

*) Vom Kriege, III. Buch, 5. Kap.

**) An die Marschallin. Thoumas: Le Maréchal Lannes. Paris 1891.

in operativen Fragen zu einer selbständigen Auffassung zu gelangen. Dafür erscheint er recht eigentlich als der Typus des Schlachtengenerals der napoleonischen Zeit. In ihm lebte mehr als jene stürmische Tapferkeit, wie sie Murat eigen war. Ein heldenhafter Stoizismus ließ ihn die Gefahr weniger verachten, als sie wie etwas im Kriege ganz Selbstverständliches hinnehmen. Der heutige Führer, der unvermittelt nach langem Frieden plötzlich der Gefahr gegenübertritt, kann solche Auffassung nur auf Grund einer in strenger Selbstzucht allmählich herangebildeten inneren religiösen Überzeugung gewinnen. Bei Ney war es die lange Kriegsgewohnheit, die in ihm solchen nie versagenden Gleichmut hatte entstehen lassen und ihn 1812 auf dem Rückzuge aus Rußland zu einem verwundeten Soldaten, der sich hilfeflehend an ihn wandte, sagen ließ: „Wie soll ich dir helfen? Du bist ein Opfer des Krieges!“*) In diesen mit ruhiger Gelassenheit gesprochenen Worten lag keine Hartherzigkeit, sondern nur der männliche Ausdruck jener alten Wahrheit, daß der Soldat im Kriege zum Sterben bestimmt ist, einer Wahrheit, die in der heutigen friedliebenden Welt fast verloren zu gehen droht.

Nur ein Führer, der sein eigenes Leben und dort, wo der Gefechtszweck es erheischt, auch das seiner Leute gering achtet, wird ihrer wahrhaft Herr sein. In solcher Herrschaft einer einzelnen Persönlichkeit über die rohen Triebe der Masse beruht recht eigentlich das Geheimnis erfolgreicher Führung auf dem Schlachtfelde. Diese Einwirkung auf die Untergebenen liegt auf dem Gebiete der Suggestion, sie wird sich je nach den Eindrücken des Augenblicks mit Hilfe der im Frieden anerzogenen Disziplin oder durch die fortreißende Gewalt des persönlichen Beispiels äußern.

Als bei Königgrätz die Erste preußische Armee einen schwierigen und verlustreichen Frontalkampf auszuhalten hatte, bevor sich die Einwirkung der Zweiten Armee gegen Flanke und Rücken des Gegners bemerkbar machen konnte, begannen einzelne Mannschaften und ganze Trupps den unter dem wirksamsten feindlichen Geschützfeuer liegenden Holawald zu verlassen, um weiter rückwärts bessere Deckungen aufzusuchen. König Wilhelm ließ den Führer eines Regiments, das mit stärkeren Abteilungen aus dem Walde in der Richtung auf seinen Standpunkt zurückging, scharf an. Er befahl, „Points vor“ zu nehmen, im Granatfeuer auszurichten, und sagte dann: „Ich werde euch noch einmal vorschicken, schlagt euch wie brave Preußen.“**)

Ähnlich wie hier der Allerhöchste Kriegsherr, verfuhr General Skobelew 1877 bei Lowtscha, wo er ein in Unordnung geratenes Bataillon im feindlichen Granatfeuer Griffe ausführen ließ, wodurch es die Haltung vollständig zurückgewann. Bei Nachod wurde ein schwieriger Gefechtsmoment bei der Avantgarde des V. preußischen Armeekorps wesentlich durch das persönliche Eingreifen des Generals v. Steinmetz, dessen Strenge von hoch

*) Fézensac, Souvenirs militaires, 3. Ausg., S. 239. Paris 1869.

**) v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges 1866 in Deutschland, II. S. 467.

und niedrig im Korps gefürchtet war, überwunden. „Bis zur völligen Unbefangenheit und zur natürlichen Elastizität der Seele bringt ein gewöhnlicher Mensch im Gefecht es immer nicht, und so mag man denn erkennen, daß mit Gewöhnlichem hier wieder nicht auszureichen ist, was um so wahrer wird, je größer der Wirkungskreis ist, der ausgefüllt werden soll. Enthusiastische, stoische, angeborene Bravour, gebieterischer Ehrgeiz, oder auch lange Bekanntschaft mit der Gefahr, viel von alledem muß da sein, wenn nicht alle Wirkung in diesem erschwerenden Mittel hinter dem Maß zurückbleiben soll, welches auf dem Zimmer als ein gewöhnliches erscheinen mag." *)

Von Skobelew sagt sein Generalstabsoffizier, der heutige russische Oberkommandierende in Ostasien, General Kuropatkin, er habe in vollendeter Weise den Puls des Kampfes mit seinen bald raschen, bald stockenden Schlägen zu vernehmen gewußt. Dementsprechend zeigte er im Gefecht bald Zurückhaltung, indem er das eigene heiße Blut durch die Gewalt seines Führerwillens bezwang, bald ließ er seiner Kampfesleidenschaft freien Lauf. Am Nachmittage des 11. September wirft er auf dem linken russischen Flügel bei Plewna seine letzten Reservebataillone in den vor ihm wogenden Kampf, um die in vorderster Linie befindlichen Schützenschwärme vorzureißen. Da trifft ein Gegenstoß der Türken die rechte Flanke der Stürmenden, ihr rechter Flügel kommt zum Stehen, die Stockung droht sich nach links fortzupflanzen. Nur noch über die eigene Person verfügt der General als letzte Verstärkung der Schützenlinie. Er gibt dem Pferde die Sporen, durchjagt einen vor ihm befindlichen Grund, reißt die Schwankenden mit einem lauten „Vorwärts, Kinder!" vor und bringt mit ihnen in die feindlichen Verschanzungen ein.**) Es lag nicht an ihm, wenn die gewonnenen Stellungen am andern Tage nicht behauptet wurden.

Auch dem Einfluß eines so tatkräftigen und beliebten Führers wie Skobelew sind indessen öfter im Gefecht Grenzen gesteckt. Der Grad der Herrschaft, die er über die Truppe ausübt, ist von der Größe der körperlichen Ermüdung und der Nervenanspannung, der die Mannschaften unterworfen waren, abhängig.

Im Januar 1878 wird der $2^1/_2$ Kompagnien starke Vortrupp der Kolonne Skobelew, im Begriff, sich nach Überwindung der Balkanhöhe in der Ebene auszubreiten, angegriffen, während die Masse der Avantgarde noch in dem tief verschneiten Gebirge steckt. Nur mit Mühe vermögen sich die Kompagnien gegen den überlegenen Gegner, dessen Feuer sie in der Front, in beiden Flanken und teilweise auch im Rücken trifft, zu behaupten. Die Munition geht zu Ende, die Verluste häufen sich, eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt sich mehr und mehr der durch die voraufgegangenen Entbehrungen des winterlichen Gebirgsmarsches erschöpften Mannschaften. Den Eindruck, den Skobelew empfängt, als er bei seinem Vortrupp eintrifft, schildert Kuro-

*) Vom Kriege. I. Buch, 4. Kap.
**) Kuropatkin, Lowtscha—Plewna.

patkin*) wie folgt: „Ein Blick auf die tapferen Verteidiger unserer vorgeschobenen Stellung genügte, um die ganze Schwere ihrer Lage zu erkennen. Die übermäßige Anspannung der Nerven während eines mehrstündigen Kampfes hatte bereits ihre Wirkung getan. Das Erscheinen des geliebten Führers machte auf die Mehrzahl gar keinen Eindruck. Die finsteren, gleichgültigen und bleichen Gesichter waren völlig ausdruckslos, vielen Leuten sah man die Kopflosigkeit deutlich an." Auf seinen Gruß erhält der General nur ganz vereinzelte Antworten. Er läßt die Mannschaften dafür hart an, wiederholt ihn und erhält nun etwas bessere Antworten, für ihn ein Zeichen, daß auf diese Leute immerhin noch zu zählen ist.

Als der General zwei Tage später zum Angriff auf das befestigte türkische Lager von Scheinowo im Süden des Schipkapasses schreitet, und die Angriffsbewegung zeitweilig ins Stocken gerät, verliert auch er vorübergehend die gewohnte Selbstbeherrschung. Tief bekümmert äußert er zu seiner Umgebung: „Es scheint, daß es wieder wie bei Plewna wird." Als dann im weiteren Verlauf des Gefechts die erste Reihe der türkischen Verschanzungen genommen ist, stutzen die Schützenschwärme vor einer zweiten feindlichen Verteidigungslinie. Die Reserven rücken auf, alle Tambours schlagen, die Regimentsmusiken spielen, die Schützen rufen auch Hurra, bleiben jedoch liegen und sind trotz aller Bemühungen ihrer Offiziere nicht weiter vorzubringen, sie wagen bei dem Hagel von Geschossen, der ihnen auf nächster Entfernung entgegenschlägt, nicht einmal den Kopf zu erheben. Erst das Beispiel eines beherzten Tambours, der schlagend dem Feinde entgegengeht, und dem sein Regimentskommandeur mit hocherhobener Fahne folgt, wirkt. Nunmehr stürzt alles unaufhaltsam vor.

Die Aufgaben der Führer aller Grade sind jetzt unendlich viel schwerer geworden, als sie es zur Zeit Napoleons waren. Eine wirkliche Führerschaft im früheren Sinne kennt jetzt fast nur noch der Reiteroffizier. Die Wirksamkeit, die der Infanterieoffizier durch persönliches Eingreifen und durch sein Beispiel auf den Schützenschwarm ausübt, äußert sich nicht so unmittelbar und bleibt immer begrenzt. Die englischen Infanterieoffiziere zeigten sich im südafrikanischen Kriege ihrer Aufgabe nicht durchweg gewachsen, weil sie diese vornehmlich in jenem älteren Sinne auffaßten und sich den Bedingungen des heutigen Gefechts nur schwer anzupassen vermochten. Ihre Mannhaftigkeit ist unbestreitbar, das bezeugt die im Verhältnis zu der Einbuße an Mannschaften überaus hohe Verlustziffer, der Mehrzahl von ihnen aber war ihr Beruf nur eine sportliche Leistung. Wer bei einer solchen kalten Blutes der Gefahr ins Auge zu sehen gewohnt ist, der wird auch vor dem Feinde passiv mit Ehren seine Schuldigkeit tun, von da aber zu jenem den ganzen Menschen beherrschenden Willen, um jeden Preis zu siegen, und zur Übertragung dieses Willens auf

*) Der Balkanübergang und das Treffen von Scheinowo.

die Mannschaft ist noch ein weiter Schritt. Nur mit Hilfe rein soldatischer Eigenschaften kann dieser überwunden werden, Eigenschaften, wie sie nicht auf dem Boden des Sports, sondern allein auf dem der Pflicht gedeihen.

Wenn es in den erwähnten Gefechten des russisch-türkischen Krieges auch gelang, die Krisis zu beschwören, so liefern sie doch gleichzeitig den Beweis, daß mit unbedingter Sicherheit darauf nicht zu rechnen ist. Es liegt das daran, daß unberechenbare Instinkte sich in der Masse zur Geltung bringen, Instinkte, die unter Umständen eine sonst brave Truppe urplötzlich zu einem Haufen von Feiglingen werden lassen und sie zur Panik geneigt machen. Der südafrikanische Krieg bietet mehrfach Beispiele solchen Versagens jeden Einflusses der Führung bei den Engländern. Gleichwohl darf man darum noch nicht übertrieben pessimistische Anschauungen über die Schwierigkeiten heutiger Gefechtsführung hegen, denn auch in früheren Zeiten finden sich selbst bei den tüchtigsten Armeen und inmitten eines sonst glücklichen Fortschreitens der Kriegshandlung Fälle, wo eine Truppe versagt hat.

In der für König Friedrich siegreichen Schlacht bei Prag wurde anfänglich der linke Flügel seines ersten Treffens abgewiesen und wich fluchtartig zurück, wiewohl der Feldmarschall Graf Schwerin hier sein Leben einsetzte, und kein geringerer als Winterfeldt die Bataillone zum Sturm führte. Hier machte sich der ausgehungerte Magen sowie körperliche Ermüdung der Mannschaften infolge eines voraufgegangenen Nachtmarsches und eines sehr schwierigen Anmarsches in sumpfigem Gelände, durch das die Artillerie nicht folgen konnte, geltend, so daß die Bataillone bereits erschöpft an den Feind kamen. In gewisser Weise stellte jene Zeit an den Mann in Reih und Glied, was seinen persönlichen Mut anlangt, geringere Anforderungen, als die heutige. In dem geschlossenen Haufen besaß er mehr das Gefühl wechselseitiger Hilfeleistung, er befand sich stets unter den Augen seiner Vorgesetzten und mußte mit, er mochte wollen oder nicht. Die geringere Waffenwirkung jener Zeit gab hierbei nicht den Ausschlag, denn die friderizianischen und napoleonischen Schlachten sind blutiger verlaufen als die neueren, und gegen Kartätschen speiende Batterien anzulaufen war auch damals keine Kleinigkeit, aber die Augenblicke größter Gefahr waren kürzer bemessen.

Das heutige stundenlange Feuergefecht, wenn auch auf weiteren Entfernungen geführt, stellt offenbar höhere Anforderungen an die Nerven, und der erlahmenden Kraft einer Schützenlinie kann nur durch Verstärkung von rückwärts oder durch Eingreifen seitwärtiger Abteilungen, überhaupt durch zweckmäßige Maßnahmen der Führung aufgeholfen werden. Darum aber an der Durchführbarkeit des Angriffs bei den heutigen Feuerwaffen zu zweifeln, liegt durchaus kein Grund vor. Die Art des Verfahrens hat sich geändert, die Sache bleibt dieselbe.

Die preußische Infanterie hat einst das friderizianische „fier an den Feind marschieren" gar zu wörtlich ausgelegt und gemeint: Tiraillieren nähre den natürlichen Hunds-

fott, bis sie 1806 eines besseren belehrt wurde. Daß auch im Schützenschwarm sich echtes Soldatentum bewähren kann, hat sie seitdem unzählige Male bewiesen, am ruhmvollsten wohl bei Vionville und bei St. Privat, und sie wird es auch künftig unter teilweise wiederum veränderten Formen beweisen. Wer dem Infanterieangriff die Möglichkeit des Erfolges abstreitet, täte besser, den Soldatenrock auszuziehen, denn er gleicht einem Manne, der kirchlichen Glauben heuchelt, ohne ihn innerlich zu besitzen. Es wäre allerdings Selbsttäuschung, wenn man annehmen wollte, daß die Friedensausbildung uns lauter Helden liefern könnte, wohl aber wird man vermöge einer straffen Disziplin und daneben durch eine individualisierende Ausbildung dahin gelangen können, daß auch in schwierigen Augenblicken des Gefechts das dem Manne im Frieden Anerzogene ihn wenigstens nicht ganz verläßt.

In einem Lande der allgemeinen Wehrpflicht eröffnen sich gerade hier für den Offizier die dankbarsten Aufgaben. Die gegen frühere Zeiten erheblich gesteigerte Intelligenz der Masse wird es ihm möglich machen, sich aus den besten Elementen tüchtige Gehilfen zu schaffen für die Stunde der Gefahr. Wenn bereits Scharnhorst über den Durchbruch der hannoverschen Besatzung aus der kleinen Festung Menin im Jahre 1794 schreiben konnte: „Das eigentliche Bedürfnis reizt im Kriege zu großen Taten“ ..... „Inmitten der nächtlichen Verwirrung sah man Trupps, die von Gemeinen kommandiert wurden, und wo Gemeine anderen Gemeinen wie ihren Offizieren gehorchten“,*) so enthält unser heutiges Infanteriereglement sicherlich mit noch größerem Recht jenen Hinweis auf das Beispiel beherzter Leute, die erforderlichenfalls den Offizier zu ersetzen imstande sind.

Auf eine Armee, deren ganzes Streben auf die Erziehung für den Krieg gerichtet ist, werden im Ernstfall die Worte passen: „Die Kühnheit ist vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt ..... In dem großen Haufen ist die Kühnheit eine Kraft, deren vorzügliche Ausbildung nie zum Nachteil anderer Kräfte gereichen kann ..... Hier bleibt die Kühnheit nur die zum Losschnellen immer gespannte Federkraft ..... Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, desto notwendiger wird es, daß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, daß sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stoß der Leidenschaft sei; denn immer weniger betrifft es die eigene Aufopferung, immer mehr knüpft sich die Erhaltung anderer und die Wohlfahrt eines großen Ganzen daran.“**)

So hat beim Führer, je höher er steht, desto mehr die Kühnheit stets in richtiger Wechselwirkung mit der Vorsicht zu stehen. „Auch im Wagen gibt es noch eine

*) Die Verteidigung von Menin und die Selbstbefreiung der Garnison unter General von Hammerstein.

**) Vom Kriege. III. Buch, 6. Kap.

Klugheit und ebensogut eine Vorsicht, nur daß sie nach einem anderen Münzfuß berechnet sind."*) In der Tat lehrt die Kriegsgeschichte, daß gerade das Wagen höchste Klugheit ist. Mit Recht heißt es in Friedjungs**) schöner Charakteristik des Feldzeugmeisters Baron John, der 1866 Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht war, und dem ein wesentlicher Anteil am Siege von Custoza gebührt: „In Johns Natur lag nicht überschäumende genialische Tatkraft, er war vielmehr wie Gneisenau ein Mann von Klarheit, Ruhe und Festigkeit. Auch bei ihm war die Kühnheit der kriegerischen Entwürfe das Ergebnis der Einsicht, daß im Kampfe der mutigste Mann auch der klügste sei."

So gibt es Lagen, „wo die höchste Vorsicht nur in der höchsten Kühnheit zu suchen ist",***) und „die Kühnheit hat im Kriege sogar eigne Vorrechte. Über den Erfolg des Kalküls mit Raum, Zeit und Größe hinaus müssen ihr noch gewisse Prozente zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der anderen zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft. Das ist selbst philosophisch nicht schwer nachzuweisen. So oft die Kühnheit auf die Zaghaftigkeit trifft, hat sie notwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, weil Zaghaftigkeit schon ein verlorenes Gleichgewicht ist. Nur wo sie auf besonnene Vorsicht trifft, die, man möchte sagen, ebenso kühn, in jedem Fall ebenso stark und kräftig ist als sie selbst, muß sie im Nachteil sein; das sind aber schon die seltenen Fälle. In der ganzen Schar der Vorsichtigen befindet sich eine ansehnliche Majorität, die es aus Furchtsamkeit ist."†)

In Wahrheit wirkt die Kühnheit suggestiv auf den Feind. Nur so erklärt sich der verblüffende Eindruck, den Friedrich der Große und Napoleon auf ihre Gegner hervorbrachten, selbst dort, wo ihnen eine lediglich verstandesmäßige Abwägung der Verhältnisse nur geringen Erfolg, wenn nicht gar eine Niederlage hätte prophezeien müssen. Der Einmarsch in Böhmen 1757 wurde wirklich für die Österreicher, wie Winterfeldt vorausgesagt hatte, „der unvermutetste Donnerschlag, so jemals geschehen", durch den alles „in Schrecken und Konfusion geraten müsse".††) Von dem nächtlichen Überfall von Hochkirch, den König Friedrich durch die Dreistigkeit herausgefordert hatte, mit der er sich in der nächsten Nähe der Österreicher lagerte, sagt Clausewitz,†††) daß man gerade daran, daß es in allen drei schlesischen Kriegen nur ein Hochkirch gebe, des Königs Meisterschaft erkenne.

---

*) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap. 22.
**) Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. I. 5. Aufl. S. 427 ff.
***) Band VIII. Feldzug von 1815.
†) Vom Kriege. III. Buch, 6. Kap.
††) Gen. St. W. Kriege Fr. d. Gr. III. Siebenj. Krieg II. S. 42.
†††) Vom Kriege V. Buch 7. Kap.

Bei Marengo, Ulm und Jena hatte Napoleon dem Erfolge bereits durch die Anlage des Feldzuges wirksam vorgearbeitet; daß seine großen Umgehungsbewegungen an sich nicht ohne Gefahr waren, hat er freilich nicht verkannt, solche vielmehr mit bewußter Kühnheit in Kauf genommen. In den Regensburger Tagen des Jahres 1809 läßt sich der Erzherzog Karl unter dem Eindruck der Blitzesschnelle, mit der Napoleon eine anscheinend für ihn überaus schwierige Lage in ihr volles Gegenteil verwandelt, gänzlich die Initiative aus den Händen winden. Diese Erfolge von Regensburg haben dann freilich Napoleons Kühnheit zu jener Verwegenheit gesteigert, die ihm die Niederlage von Aspern eintrug. Der Versuch, hier im nahen Bereich der versammelten Österreicher den Donauübergang zu erzwingen, mußte scheitern, aber war es zu verwundern, wenn der niebesiegte Weltenbezwinger seinem Gegner auch das noch bieten zu können vermeinte? Erscheint doch dem rückschauenden Blick so manches nur deshalb als Verwegenheit, weil es nicht von Erfolg gekrönt war, während es sich in der Tat ganz natürlich aus der momentanen Auffassung des Handelnden ergab. „Die Gefahren des Augenblicks beherrschen den Menschen stets am gewaltsamsten und darum erscheint oft als eine Verwegenheit, was in letzter Instanz gerade der einzige Rettungsweg, also die höchste Vorsicht ist. Selten ist der bloße Verstand hinreichend, den Menschen bis auf diesen Grad zu stärken, und es ist meist nur die angeborene Kühnheit des Charakters, welche fähig macht, solche Wege der Vorsicht zu gehen.“ *)

Als König Karl X. Gustav von Schweden im Winter 1658 mit Heeresmacht von der jütischen Halbinsel über das Eis der Meeresarme zuerst nach Fünen und dann nach Seeland übersetzte, langte er mit nur 5000 Mann vor Kopenhagen an, aber ganz Dänemark stand unter dem verblüffenden Eindruck seines Erscheinens, er diktierte den Frieden, wie es ihm beliebte. Ähnlich wirkte Diebitsch 1829 auf die Türkei. Er langte nach Moltkes Worten**) südlich des Balkan bei Adrianopel „mit dem Schatten eines Heeres, aber mit dem Ruf der Unwiderstehlichkeit an. Dem zuversichtlichen, kühnen und doch vorsichtigen Verhalten des Generals Diebitsch zu Adrianopel verdankt Rußland den glücklichen Ausgang des Feldzugs“.

Das Außerordentliche, daß die Landtruppen jenes Schwedenkönigs ohne Beihilfe einer Flotte vor der Hauptstadt des dänischen Inselreiches erschienen, daß die Russen den Schutzwall Konstantinopels, den bisher noch nie von einem feindlichen Heere überschrittenen Balkan, durchbrochen hatten, wirkte lähmend auf die Gemüter.

Es bedarf jedoch nicht so außerordentlicher Ereignisse, um eine ähnliche Wirkung hervorzurufen, sie ist in hohem Maße auch auf dem Gefechtsfelde durch ein zuversichtliches und kühnes Auftreten zu erzielen, das tritt in den Augustschlachten des Jahres 1870 überzeugend hervor.

*) Band VII. Feldzug 1812.

**) Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829.

In dem Glauben, es handle sich nur darum, dem von den Spicherer Höhen abziehenden Feinde Aufenthalt zu bereiten, war General v. Kameke am 6. August 1870 mit seiner 14. Infanterie-Division bei Saarbrücken über die Saar gegangen und in ein schweres Gefecht gegen das in sehr starker Stellung befindliche 2. französische Korps Frossard verwickelt worden. Um 4^{00} nachm. hatte die Division alle Kräfte verausgabt und konnte nur noch mit Mühe den unter schweren Verlusten errungenen Boden behaupten. Ein entschlossener Gegenstoß der Franzosen, zu dem noch fast die Hälfte des 2. Korps an Reserven zur Verfügung gestanden hätte, würde die Deutschen über die Saar zurückgeworfen haben. General Frossard aber hatte bereits um 1^{35} nachm., zu einer Zeit, als sich nur die vordere 27. Brigade der 14. Division und deren Batterien seinem Korps gegenüber entwickelt hatten, an Bazaine gemeldet, er sei auf seiner ganzen Front heftig angegriffen, es entbrenne eine Schlacht, Unterstützung sei dringend erwünscht. Als der Angriff der vereinzelten deutschen Division um 4^{00} nachm. abgewehrt ist, und deren Kräfte völlig erschöpft sind, meldet Frossard nur, er hoffe, sich behaupten zu können. Gleichwohl bittet er nochmals um Unterstützung, da der Kampf jeden Augenblick wieder aufleben könne. Das Eintreffen der ersten deutschen Verstärkungen, Teile der 16. und 5. Infanterie-Division veranlaßt ihn, dem Oberbefehlshaber zu telegraphieren: „Les Prussiens font avancer des renforts considérables, je suis attaqué de tous côtés. Pressez le plus possible le mouvement de vos troupes.“

Wahrlich ein schöner Erfolg des kühnen Angriffs so schwacher deutscher Kräfte! Hier begann sich jener „Cauchemar prussien“ zu äußern, der seitdem über dem französischen Heere lagerte und der am 16. August Bazaine bei Vionville unter dem wuchtigen Anprall des III. Armeekorps der Entschlußfähigkeit vollständig beraubte. Auch auf dem rechten französischen Flügel, wo das 4. Korps Ladmirault einen unbestrittenen Erfolg errungen hatte und die Brigade Wedel zertrümmert über die Schlucht von Greyere Ferme zurückglitt, wurde der Erfolg nicht ausgebeutet, weil die Kühnheit des deutschen Angriffs die Franzosen an die Anwesenheit weit stärkerer Kräfte glauben machte, als tatsächlich zur Verfügung standen. So konnte denn die Attacke der wenigen Schwadronen des 1. Garde-Dragoner-Regiments die Verfolgung zum Stehen bringen.

Die Gefechtsführung wird sich stets der Waffenwirkung ihrer Zeit anpassen müssen, sie wird daher heute vielfach ein anderes Verfahren einzuschlagen haben, als es unsere Führer im Jahre 1870 anwandten. Die Vorbilder frischer Initiative, die sie uns gegeben haben, sollten uns jedoch stets mahnend vor der Seele stehen, denn wenn auch „in dem Führer die Kühnheit einer einzelnen Handlung leicht zum Fehler werden kann, so bleibt es doch ein schöner Fehler, der nicht angesehen werden darf wie jeder andere. Wohl dem Heere, wo sich eine unzeitige Kühnheit häufig zeigt; es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens. Selbst die Tollkühnheit, d. h. die Kühnheit ohne allen Zweck, ist nicht mit Geringschätzung

anzusehen; im Grunde ist es dieselbe Kraft des Gemüts, nur ohne alles Zutun des Geistes, in einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Nur wo die Kühnheit sich gegen den Gehorsam auflehnt, wo sie einen ausgesprochenen höheren Willen geringschätzend verläßt, da muß sie, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Ungehorsams, wie ein gefährliches Übel behandelt werden, denn nichts geht im Kriege über den Gehorsam.

Daß bei einem gleichen Grade von Einsicht im Kriege tausendmal mehr verdorben wird durch Ängstlichkeit als durch Kühnheit, das brauchen wir wohl nur auszusprechen, um des Beifalls unserer Leser gewiß zu sein." *)

Diese Worte von Clausewitz erinnern an unsere Dienstvorschriften, die da betonen, daß Unterlassen und Versäumnis eine schwerere Belastung bilden, als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel, und sie belehren uns dahin, daß, wenn sich in den niederen Führerstellen bei uns 1870 vielfach ein „Durchgehen nach vorne" zeigte, dieses nicht minder wie das kecke Anfassen Kamekes bei Spichern, der Brigade Goltz bei Colombey und Alvenslebens bei Vionville Zeuge eines kräftigen Bodens war. Keine nachträgliche Kritik wird diese Zeugenschaft abzuschwächen imstande sein. Sie wird sich stets vorzuhalten haben, daß unser Verfahren in den Augustschlachten 1870, wo es den Stempel der Übereilung trägt, sich zum großen Teil aus den verhältnismäßig leichten Erfolgen des Feldzuges 1866 erklärt. Die Kritik kann Gutes wirken, wenn sie fortgesetzt betont, wie die seit 1870 noch erheblich gesteigerte Feuerwirkung zu beachten ist, und vor blindem Draufgehen warnt, darüber hinaus ist sie jedoch von Übel und kann nur dazu beitragen, jenen „kräftigen Boden" in einen solchen unfruchtbarer Dürre zu verwandeln. Es erscheint daher als eine der ersten Pflichten aller Vorgesetzten, schon im Frieden den Trieb zu selbständigem Handeln in ihren Untergebenen mit allen Mitteln zu wecken, statt, wie es der Friedensdienst nur zu leicht mit sich bringt, den Geist der Selbständigkeit in ein enges Schema zu bannen. Nur dort, wo gedankenlos ohne zureichenden Grund gehandelt wird, ist Tadel am Platz.

Ein Beispiel jenes „gefährlichen Übels", einer Kühnheit, die sich „gegen den Gehorsam auflehnt", liefert das Verhalten des Generals von Manstein in der Schlacht bei Kolin.**) Bevor der Flankenmarsch, den die preußische Armee an der Front der Österreicher entlang vollführte, vollendet war, brach er mit einem Bataillon aus der Marschkolonne heraus gegen Chozenitz vor, um vor dem Dorfe eingenistete Kroaten, deren Flankenfeuer lästig war, zu vertreiben. Er ließ sich dann weiterhin durch seine stürmische Tapferkeit verleiten, mit fünf Bataillonen über Chozenitz hinaus gegen die österreichische Hauptstellung vorzugehen, wo sein vereinzelter Angriff zerschellen mußte. Solche Eigenmächtigkeit eines Unterführers war und ist stets verwerflich, sie fiel in jener Zeit der geschlossenen linearen Schlachtordnung doppelt schwer ins Gewicht, denn die Einheit des preußischen Infanterieangriffs war jetzt durchbrochen. So

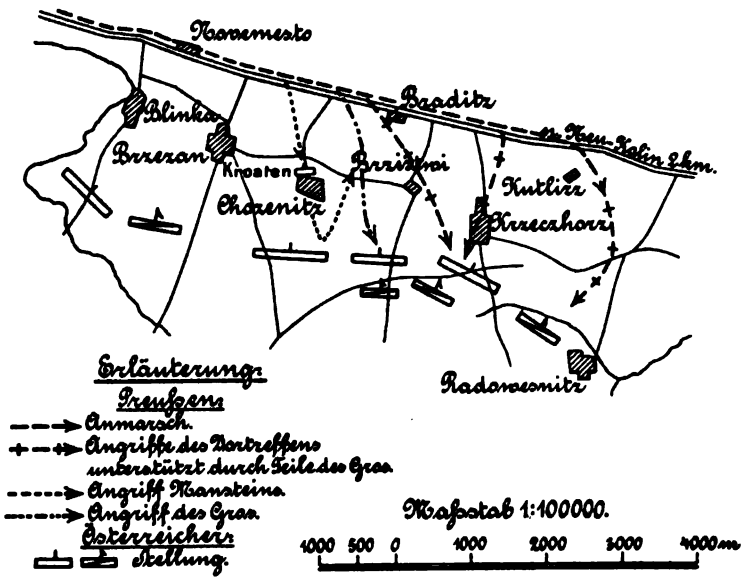
*) Vom Kriege III. Buch 6. Kap.

**) Skizze umstehend.

trug Mansteins Verhalten zum großen Teil die Schuld an dem Unglück der preußischen Waffen an diesem Tage.

Immerhin ist unüberlegtes Handeln im Drange des Gefechts bei einer Soldatennatur, wie es diejenige Mansteins war, wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu begreifen, denn sein Temperament riß ihn fort. Schwerer wiegen Auflehnungen gegen einen höheren Willen, wenn dadurch der planmäßige Verlauf der ganzen Kriegshandlung gestört wird.

Schlacht von Kolin am 18. Juni 1857.



Im Januar 1807 dehnte der Marschall Ney eigenmächtig die ihm von Napoleon vorgezeichneten Winterquartiere über die Linie der Nachbarkorps aus und schob sein Korps gegen den ausdrücklichen Willen Napoleons gegen Königsberg vor. Nur den Versäumnissen der Gegner hatte das Korps es zu verdanken, daß es bei deren bald darauf beginnender Offensive ungefährdet zurückgehen konnte. Ein, gleich Ney, auf dem Schlachtfelde durchaus erprobter Führer, General von Steinmetz, hat durch seine Eigenmächtigkeiten in der Aufmarschperiode 1870 Moltke die Leitung der Operationen bekanntlich sehr erschwert. Solche Eigenmächtigkeiten aber sind bei den heutigen großen Heeren, die nicht durch tägliche Befehle, sondern nur durch Direktiven, die ihre Bewegungen vielfach auf mehrere Tage im voraus regeln, geleitet werden können, doppelt gefährlich. Hier gilt Moltkes Wort: „Die militärisch-hierarchische Gliederung muß der Unterordnung auch des Gedankens zu Hilfe kommen.“*) Auch hierbei ist jedoch zu

*) „Der italienische Feldzug des Jahres 1859“ herausgegeben vom Gr. Gen St. Neubearbeitung von 1904 S. 10.

bedenken, daß „die Kühnheit immer seltener wird, je höher wir hinaufsteigen in den Graden“,*) solches seltene Gut daher wohl zu schätzen ist.

Die Erfordernisse, die an die Kühnheit in hohen Dienstgraden gestellt werden, sind freilich andere als in den niederen. „Je höher wir in den Führerstellen hinaufsteigen, umsomehr wird Geist, Verstand und Einsicht in der Tätigkeit vorherrschend, umsomehr wird also die Kühnheit, welche eine Eigenschaft des Gemüts ist, zurückgedrängt, und darum finden wir sie in den höchsten Stellen so selten, aber um so bewundernswürdiger ist sie auch dann. Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden; diese Kühnheit besteht nicht im Wagen gegen die Natur der Dinge, in einer plumpen Verletzung des Wahrscheinlichkeitsgesetzes, sondern in der kräftigen Unterstützung jenes höheren Kalküls, den das Genie, der Takt des Urteils in Blitzesschnelle und nur halb bewußt durchlaufen hat, wenn er seine Wahl trifft. Je mehr die Kühnheit den Geist und die Einsicht beflügelt, um so weiter reichen diese mit ihrem Flug, um so umfassender wird der Blick, um so richtiger das Resultat; aber freilich immer nur in dem Sinne, daß mit den größeren Zwecken auch die größeren Gefahren verbunden bleiben. Der gewöhnliche Mensch, um nicht von den schwachen und unentschlossenen zu reden, kommt höchstens bei einer eingebildeten Wirksamkeit auf seinem Zimmer, entfernt von Gefahr und Verantwortlichkeit, zu einem richtigen Resultat, soweit nämlich ein solches ohne lebendige Anschauung möglich ist. Treten ihm aber Gefahr und Verantwortlichkeit überall nahe, so verliert er den Überblick, und bliebe ihm dieser etwa durch den Einfluß anderer, so würde er den Entschluß verlieren, weil da kein anderer aushelfen kann.“ *)

Ähnliches hat der amerikanische General Sherman im Sinn, wenn er schreibt: „Ich möchte wahren Mut als ein höchst vervollkommnetes Empfinden für das Maß der Gefahr und den entschlossenen Willen, ihr entgegenzugehen, bezeichnen. Es trifft das die Sache weit besser als jene sogenannte Unempfindlichkeit gegen die Gefahr, von der ich zwar viel gehört, aber wenig gesehen habe.“ **)

Den „Stempel des Helden“ im eigentlichen Sinne finden wir noch nicht entfernt bei jedem Helden des Schlachtfeldes. Zu diesen gehörte unbedingt Murat. Napoleon, sein Schwager, rühmt an ihm den unvergleichlichen „Elan“ und die glänzende Tapferkeit. Er habe sein ganzes Leben im Kriege verbracht, er sei ein Held, wenn auch ein beschränkter Mensch.***) Seiner Schwester, der Königin von Neapel, schreibt der Kaiser: „Votre mari est un fort brave homme sur le champ de bataille, mais il est plus faible qu'une femme ou qu'un moine quand il ne voit pas l'ennemi. Il n'a aucun courage moral.“†) Ähnlich urteilt der Marschall

*) Vom Kriege III. Buch, 6. Kap.

**) Memoirs II, p. 395. Military lessons of the war.

***) Äußerung zu Roederer 11. 2. 1809, zitiert nach Pierron a. a. O.

†) Fontainebleau 24. 1. 1813, ebenda zitiert.

Marmont über Ney,*) von dem er mit Recht sagt, daß ihm jedes höhere operative Verständnis schon deshalb gefehlt habe, weil sich sein Blick überall da, wo er nur mit geistigem Auge zu sehen imstande war, gefärbt habe. „C'était toujours chez lui le résultat de la sensation du moment, et comme un effet de l'état de son sang. Il pouvait s'en aller aussi bien devant trente mille hommes, en ayant cinquante mille, qu'en attaquer cinquante avec vingt." Sehr bezeichnend sagt Jomini*): „Man muß auf dem Schlachtfelde ebenso ruhig, fest und unbeugsam sein können, wie bei der Arbeit auf der Karte im Zimmer. Aber wenn wir die Wahl haben, würden wir die letztere Fähigkeit für einen Feldherrn für wesentlicher halten als die erstere. Die entscheidenden Entschlüsse werden von diesem stets fern vom Drange des Gefechts bei ruhiger Überlegung gefaßt. In dieser liegt die wahre Bedeutung eines großen Generals."

„So ist der Mut immer das erste Element des Kriegers, aber er erhält sich nur dann in den höheren Regionen großer Verantwortlichkeit, wenn ein kräftiger Kopf ihn unterstützt; darum gelangen von so viel braven Soldaten so wenige dazu, mutige und unternehmende Feldherren zu sein."**) Solch „kräftiger Kopf", wie ihn der Feldherr braucht, bedingt keineswegs, daß dieser das sei, was man gemeinhin einen geistreichen Menschen nennt. Nach dieser Richtung schreibt einmal Napoleon sehr bezeichnend: „Votre lettre contient trop d'esprit. Il n'en faut point à la guerre. Il faut de l'exactitude, du caractère et de la simplicité."***) Der Geist, der die Kühnheit des Feldherrn zu leiten hat, und der ihm den „Stempel des Helden" aufdrückt, ist sonach besonderer Natur. Ihn finden wir in Persönlichkeiten wie Scharnhorst, Gneisenau, Lee, Moltke, die alle mit den Ereignissen und mit den Jahren zu wachsen scheinen, gleich dem Marschall Turenne, den Napoleon als den größten General des alten Frankreich hingestellt, und von dem er gesagt hat, daß er im Gegensatz zu sonstigen Menschen mit den Jahren immer kühner geworden sei.†) Aus solchem echten Feldherrngeiste heraus sprach Scharnhorst, als die Zeit der Befreiung, für die er gearbeitet hatte, gekommen war, jene Worte: „Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages,"††) äußerte Moltke an der Schwelle des Greisenalters: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsre Heere zu führen, so mag gleich nachher die alte Karkasse der Teufel holen!"†††)

Glücklicher als Scharnhorst hat Moltke dann die innersten Wünsche seiner großen Seele in Erfüllung gehen sehen. Wenn ihm hierbei die denkbar reichsten Erfolge zu-

*) Zitiert nach Pierron a. a. O.
**) Band V. Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. I. Teil.
***) An Jerome Napoleon. 2. Mai 1807. Corresp. XV. 12511.
†) Gourgaud, Journal de Ste. Hélène.
††) Lehmann, Scharnhorst II, S. 631.
†††) Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, S. 92.

fielen, hat er doch stets betont, daß diese in erster Linie den trefflichen Leistungen der Truppen zu danken seien, und in der Tat, auch der kühnste Feldherr bleibt unvermögend, wo nicht das Heer von einem entsprechenden Geiste beseelt ist. „Der Geist der Kühnheit kann in einem Heere zu Hause sein, entweder weil er es im Volke ist oder weil er sich in einem glücklichen Kriege unter kühnen Führern erzeugt hat; in diesem Fall aber wird man ihn im Anfange entbehren.

Nun gibt es in unsren Zeiten kaum ein andres Mittel, den Geist des Volkes in diesem Sinne zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. Durch sie allein kann jener Weichlichkeit des Gemüts, jenem Hang nach behaglicher Empfindung entgegengewirkt werden, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Tätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehen.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben." *)

II. Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden.

„Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden; um dadurch nicht zugrunde gerichtet zu werden, bedarf es einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, gleichgültig dagegen macht."

Vom Kriege. I. Buch 3. Kap.

„Mit diesen Eigenschaften, unter der bloßen Führung des gesunden Verstandes, ist der Mensch schon ein tüchtiges Werkzeug für den Krieg, und diese Eigenschaften sind es, die wir bei rohen und halb kultivierten Völkern so allgemein verbreitet antreffen," **) bei Kulturvölkern müssen sie dagegen erst durch die soldatische Ausbildung entwickelt werden.

„Körperliche Anstrengungen müssen geübt werden, weniger, daß sich die Natur, als daß sich der Verstand daran gewöhne. Im Kriege ist der neue Soldat sehr geneigt, ungewöhnliche Anstrengungen für Folgen großer Fehler, Irrungen und Verlegenheiten in der Führung des Ganzen zu halten und dadurch doppelt niedergedrückt zu werden. Dies wird nicht geschehen, wenn er bei Friedensübungen darauf vorbereitet wird." ***)

In dieser fehlenden Gewöhnung an die Beschwerden des Krieges und in dem Mangel einer Disziplin, welche ihre Überwindung zu erzwingen weiß, liegt der Hauptgrund für das Versagen improvisierter Armeen. Wohl weist die Kriegsgeschichte ver-

*) Vom Kriege. III. Buch, 6. Kap.
**) Ebenda. I. Buch, 3. Kap.
***) Ebenda. I. Buch, 8. Kap.

einzelte Beispiele auf, wo es Volksaufgeboten und wenig disziplinierten Milizen gelungen ist, geschulten Truppen erfolgreich zu widerstehen, hierbei dürfen aber die allgemeinen und örtlichen Verhältnisse, die entscheidend mitsprachen, nicht übersehen werden.

Die öffentliche Meinung ist bei solchen Ereignissen meist sehr schnell mit ihrem Urteil bei der Hand gewesen, sie hat seinerzeit aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege nicht weniger falsche Forderungen gezogen, wie neuerdings aus dem Burenkriege, und vollends die Leistungen der Ersten französischen Republik schienen denen ein Recht zu geben, die eine längere militärische Schulung für überflüssig erachteten. Camille Rousset hat zuerst mit der Freiwilligenlegende aus der Zeit der Ersten Republik gründlich aufgeräumt*) und den Nachweis erbracht, daß die berühmten Freiwilligen nichts gewesen sind als eine zuchtlose Bande ohne jede militärische Brauchbarkeit. Die besseren Elemente unter ihnen sind erst ganz allmählich zu Soldaten geworden und in den Halbbrigaden mit den alten Linientruppen verschmolzen worden.

Sehr bezeichnend sagt Chuquet,**) Gambetta habe mit seinen improvisierten Armeen die legendären Wunder von 1792 und 1793 erneuern wollen und dabei vergessen, daß die Freiwilligen der Revolution durch ihren Mangel jeglicher Disziplin und ihre Feigheit nur Unheil über das Land gebracht hätten, daß die Republik nicht durch die Hingebung ihrer Volksaufgebote, sondern nur durch die Uneinigkeit der Koalition gerettet worden sei, daß die Deutschen von 1793 unentschlossen und schwach an Zahl an der Grenze auf der Stelle getreten seien, während die von 1870 einig und stark nicht an der Sauer und Schelde, sondern an der Seine und Loire im Herzen Frankreichs standen.

Unter den Niederlagen, von denen die nach dem Unglück des Jahres 1812 neu geschaffene und nur locker zusammengefügte Armee Napoleons im Herbst 1813 betroffen wurde, war die Schlacht an der Katzbach am 26. August eine der schwersten. Der Mißerfolg an sich war gering gegen das Unheil, das während des Rückzuges über die Bober-Armee Macdonalds hereinbrach und nahezu deren Auflösung herbeiführte. Rousset***) schreibt hierüber:

„Soutenue par des hommes faits et des soldats faits, la bataille de la Katzbach n'eût pas été perdue peut-être; elle n'eût du moins été qu'un échec réparable: avec des hommes trop jeunes et des soldats de la veille, elle fut le commencement d'un désastre. Jamais on ne verra mieux par opposition, ce que vaut l'énergie physique et morale, la résistance du corps et de l'âme aux injures du temps, à la faim, à la soif, à toutes les misères de la guerre, ce stoïcisme, en un mot, que donne, non pas tout d'un coup, mais insensible-

*) Les volontaires 1791—1794. Paris, 1874. 3. Aufl.

**) La guerre 1870/71. Paris 1895.

***) La grande armée de 1813. Paris 1871.

ment, l'éducation militaire, et qui n'est, après tout, que le sentiment de plus en plus raisonné de l'honneur et du devoir."

Am 29. August meldete Macdonald: „Unsre Truppen sind in einem bedauernswerten Zustande, einem vierundzwanzigstündigen Regen ausgesetzt, bis an die Knie im Schmutz und genötigt, ausgetretene Flußläufe zu überschreiten. Die Generale sind außerstande, zu verhindern, daß die Mannschaften sich zerstreuen und sich ein Obdach suchen."*) Dabei war die Verfolgung keineswegs besonders nachdrücklich, aber bei der einmal eingerissenen Stimmung genügte das Erscheinen weniger feindlicher Reiter, um eine Panik hervorzurufen.

Auch die verfolgende schlesische Armee sah sich durch die herrschenden Witterungsverhältnisse behindert, noch mehr aber dadurch, daß auch bei ihr keineswegs alle Truppen vollwertig waren. Die nur flüchtig ausgebildete preußische Landwehr war, um ihr größeren Halt zu geben, mit den Linien-Regimentern in denselben Brigadeverbänden vereinigt worden. Diese an sich zweckmäßige Maßregel wirkte hier nicht günstig. Es war kaum zu verwundern, daß die ungeübten, zum großen Teil barfuß gehenden und nur mit leinenen Hosen bekleideten Wehrleute, denen kein Mantel Schutz gegen die Unbilden der Witterung bot, den Anstrengungen und Entbehrungen einer energischen Verfolgung nicht gewachsen waren. General von Horn meldete am 29. August, daß zwei der Landwehr-Bataillone seiner Brigade nur noch je 100 Mann stark seien, und am 31. August hatte die Landwehr-Infanterie des Korps York von 13 000 Mann, die sie Mitte August bei Beginn des Herbstfeldzuges gezählt hatte, 7000 Mann eingebüßt, während die Kopfzahl der Linien-Infanterie von nicht ganz 17 000 Mann sich nur um 4000 Mann vermindert hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Anblick ihrer reißend zusammenschmelzenden Landwehr-Bataillone lähmend auf das Handeln der höheren Führer einwirkte. Allerdings ließen diese, mit Ausnahme Katzlers, es auch an dem Verständnis für die große Bedeutung der Verfolgung fehlen, wie sie Blüchers Befehle in jenen Tagen immer wieder betonten. Sie konnten als Männer einer mehr methodischen älteren Richtung sich von einer gewissen pedantischen strengen Ordnung nicht freimachen und verstanden nicht, daß unter Umständen im Kriege von dieser abzusehen ist, wo in der Verfolgung das Höchste von der Truppe geleistet werden muß. Freilich wurde hier fast Übermenschliches gefordert, wenn man die der Schlacht an der Katzbach voraufgegangenen Anstrengungen und Entbehrungen in Betracht zieht. Ein junger Reiteroffizier schreibt darüber: „Ich wünsche mir jeden Tag eine feindliche Kugel, die diesem elenden Dasein ein Ende macht, das wahrhaft nicht mehr zu ertragen ist. Seit drei Tagen habe ich von nichts als einem verschimmelten Stück Brot gelebt. Die Pferde gleichen wandelnden Skeletten; wie Hafer aussieht, wissen sie seit lange nicht mehr, gierig reißen sie die Blätter von den Bäumen an der Straße, um ihren Hunger zu stillen.

*) Rousset, La grande armée de 1813.

In dem völlig aufgeweichten Boden, der einem Meer schmutzigen Schlammes gleicht, bewegen wir uns in schleichendem Schritt."*)

Und doch war Blücher im Recht, wenn er am 27. August durch Gneisenau York schreiben ließ: „..... ich kann meine Unzufriedenheit mit der Kavallerie nicht bergen .....", und, daß er und Gneisenau nicht allein so dachten, bewies Katzler, der sich am 27. August freiwillig erbot, die Führung der Horn unterstellten Kavallerie zu übernehmen, indem er York schrieb: „Obgleich ich mich in einem hohen Grade unwohl befinde, so ist die Veranlassung, dem Feinde nach allen Kräften zu schaden, doch zu schön, als daß ich zurückbleiben könnte." Als seine ermüdeten Pferde nicht weiter können, geht Katzler am 28. August persönlich mit einigen Kasaken weiter vor, „um dieser Hasenhetze beizuwohnen".

Nur wenige echt kriegerische Naturen, nur Männer, die vom höchsten soldatischen Pflichtgefühl belebt sind, werden sich auch in den entbehrungsvollsten Lagen des Krieges stets gleich bleiben. Sehr bezeichnend schreibt v. der Goltz über die Stimmung bei der Zweiten Armee an der Loire um die Mitte des Monats Dezember: „Welche moralische Wirkung diese letzte Kriegsepoche gehabt, ermißt man leicht. Wenige zähe Gemüter ausgenommen, hatte jedermann selbst die glücklichen Gefechte satt. Das Kriegsfeuer brannte nur noch matt flackernd fort. Die Sehnsucht, jetzt endlich einmal die gewünschte Ruhezeit zu gewinnen, war sehr verbreitet."**)

Wieviel eher muß da das Kriegsfeuer erlöschen, wo nicht ein großer Zweck, für den man sich schlägt, über das augenblickliche Elend hinweghilft. So erklärt sich die Erscheinung, daß englische Offiziere bei ihrer Gefangennahme im südafrikanischen Kriege sich stellenweise ohne Widerstreben ihrem Schicksal ergeben haben sollen. Das Bewußtsein, nicht für eine Sache von großer nationaler Bedeutung zu fechten, mag diese Stimmung eines Teils des englischen Offizierkorps wesentlich beeinflußt haben. Schon Nelson gab einem ähnlichen Gefühl Ausdruck, wenn er der Admiralität im Jahre 1805 schrieb: „Wenn unsere westindischen Kolonien den Franzosen in die Hand fielen, würde in England das Geschrei nach Frieden so groß werden, daß wir uns demütigen müßten."***) Der große Admiral kannte seine Leute, er wußte, was dergleichen Schädigung von Handelsinteressen bei einer parlamentarischen Regierung und bei dem kaufmännischen Geiste der Nation bedeuteten.

Gegen die geringe Widerstandsfähigkeit ungeübter Massen heben sich die hochgradigen Leistungen erprobter Truppenteile vorteilhaft ab. So schreibt v. der Goltz†) bei Erwähnung der Rückmärsche des IX. Armeekorps vom Loir nach Orleans, wo am

*) Kähler, Gesch. des Litthauischen Dragoner-Regiments.

**) Die Operationen der Zweiten Armee an der Loire. Berlin 1875. E. S. Mittler & Sohn.

***) Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Deutsch bei E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1899.

†) A. a. O. S. 474.

16. und 17. Dezember viele Truppenteile unter erschwerenden Umständen in 33 bis 36 Stunden 75 bis 85 Kilometer zurücklegten: „.... die Marschleistungen sind es vornehmlich, die sich bei den Truppen im Kriege immer mehr erhöhen. Auf diesem Gebiete macht sich auch das geltend, was man in der Regel „kriegsgewohnt", „kriegsgeübt" nennt; hier hat die Bezeichnung „Veteranen" viel mehr ihre Bedeutung, als in Beziehung auf gesteigerte Hingebung, Todesverachtung, Opferwilligkeit im Gefecht. Die Kenntnis der Gefahr wirkt im allgemeinen nicht darauf hin, sie geringer zu achten, und während der Körper sich kräftigt und Strapazen leicht ertragen lernt, können doch immer Geist und Herz ermüden und sich dem Ende der Taten entgegensehnen."

Veteranennaturen in diesem Sinne besaß in großer Zahl die napoleonische Armee, solange sie noch auf der Höhe der Siege stand. Nur dadurch wurde jene einzig dastehende strategische Verfolgung nach den Schlachten von Jena und Auerstädt möglich, die ihren Ausdruck in den Worten Napoleons findet: „Point de repos qu'on n'ait vu le dernier homme de cette armée."*) Bei dieser Verfolgung hat u. a. die Avantgarde des 5. Korps Lannes, um Hohenlohe bei Prenzlau den Weg zu verlegen, auf tief sandigen Wegen in 50 Stunden über 100 Kilometer zurückgelegt, und das Gros des Korps hat dieselbe Marschleistung in 60 Stunden vollbracht. Mit Recht höhnte damals der Marschall: „Wenn die Preußen 25 bis 30 Kilometer marschiert sind, glauben sie alles getan zu haben, was möglich ist, und wollen nicht glauben, daß wir 50 bis 55 Kilometer täglich leisten."**)

In der preußischen Armee war damals vergessen worden, daß König Friedrich und sein Bruder, der Prinz Heinrich, im Siebenjährigen Kriege nicht selten Marschleistungen von 30 bis 40 Kilometern an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen von ihren Truppen verlangt hatten, Leistungen, die um so höher stehen, wenn man bedenkt, daß die Armeen zu jener Zeit in steter Schlachtbereitschaft marschierten, wobei „das zweite Treffen mit einem großen Aufwand von Lokalkenntnis über Stock und Block geführt werden mußte; denn wo findet man auf einer Viertelmeile zwei gebahnte Wege, die parallel nebeneinander herlaufen? Dieselben Übelstände traten für die Flügelkavallerie ein, wenn man senkrecht auf den Feind marschierte. Neue Not war mit der Artillerie, die ihre eigene, durch Infanterie gedeckte Straße brauchte, weil die Infanterietreffen ununterbrochene Linien bilden sollten, und die Artillerie ihre langen, schleppenden Kolonnen noch schleppender gemacht und alle Distanzen in Unordnung gebracht haben würde."***)

Zu den größten Beschwerden, die der Soldat im Kriege zu ertragen hat, gehört

*) An Bernadotte 28. 10. 1806. Corresp. XIII. 11 101.
**) An den Kaiser 29. 10. 1806. Foucart, Prenzlau—Lübeck.
***) Vom Kriege. V. Buch, 10. Kap.

unstreitig die Hitze, die bei herrschendem Wassermangel sich zur Qual gestalten, die Truppe für den Weitermarsch unfähig und sie im Gefecht versagen machen kann.

Der Wassermangel hat in zahlreichen Fällen die Leistungen der Engländer im südafrikanischen Kriege ungünstig beeinflußt, und es ist bei herrschenden hohen Temperaturen eine der ersten Pflichten der Führung, sich die Wasserversorgung angelegen sein zu lassen, um die Truppe frisch zu erhalten. Es zeigt sich das schon darin, daß sich stets nach Erstürmung von Ortschaften alles instinktiv auf die Brunnen stürzt, und alle Rücksicht auf die gefahrdrohende Nähe des Gegners vor dem physischen Bedürfnis, den brennenden Durst zu löschen, zurücktritt. Das Ausharren der Deutschen bei Gravelotte-St. Privat an jenem glühend heißen 18. August 1870 in stundenlangem, schwerem Feuerkampf bildet ein rühmenswertes Beispiel von Ausdauer auch nach dieser Richtung, nicht minder wie die Leistung des II. Armeekorps, da dieses das Schlachtfeld erst nach einem Marsch von 45 bis 55 km erreichte.

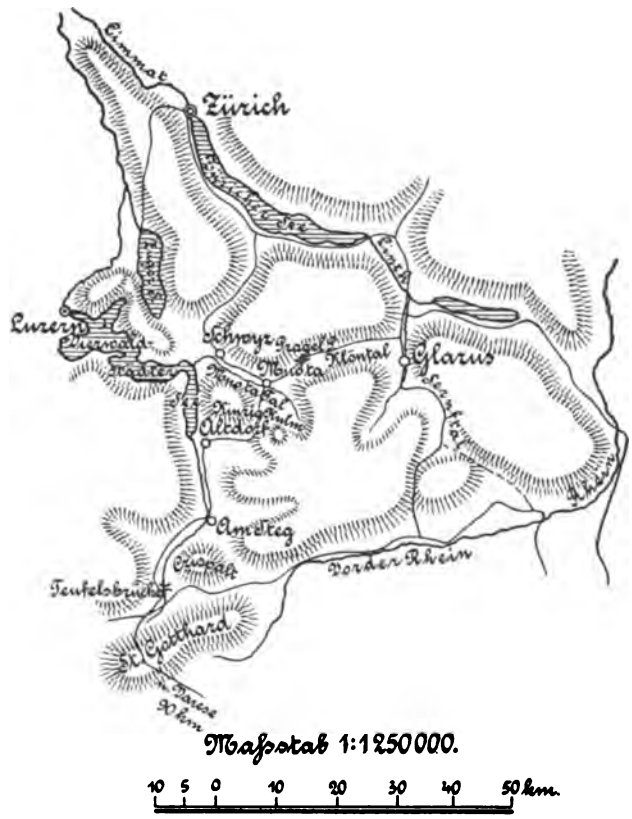
Was die menschliche Natur zu ertragen vermag, das lehren die wahrhaft staunenswerten Marschleistungen geschlagener Armeen. Die denkwürdige Verfolgung, zu der Gneisenau am Abend der Schlacht von Belle Alliance mit 7 Eskadrons 1¼ Bataillonen aufbrach, gelangte selbst mit der Kavallerie doch nur 17 km über das Schlachtfeld hinaus, während die französischen Trümmer die Flucht noch weitere 15 km bis hinter die Sambre fortsetzten. Kaum jemals ist der Gedanke der Verfolgung durch die Nacht hindurch mit solcher Energie vertreten worden, wie hier von Gneisenau, kaum jemals hat vaterländische Begeisterung und glühender Haß gegen den Feind ein ganzes Heer so durchdrungen, wie damals das preußische, und doch haben die Furcht und der Selbsterhaltungstrieb bei den geschlagenen Franzosen mehr vermocht. So gelang es ihnen, bereits am übernächsten Tage wieder gefechtsfähige Truppenkörper 75 km vom Schlachtfelde zusammenzubringen.

Ist es beschämend für den Menschen, daß ihn das Bestreben, sich in Sicherheit zu bringen, mehr leisten läßt, als selbst unter dem Eindruck eines unvergleichlichen Sieges der energische Wille eines einsichtigen Führers und hochgradige Begeisterung, so kann man daraus doch die Lehre ziehen, daß eine Truppe unter besonderen Verhältnissen weit mehr zu leisten imstande ist, als es im allgemeinen für zulässig erachtet wird, und in der Tat: „Je mehr ein Feldherr gewohnt ist von seinen Soldaten zu fordern, um so sicherer ist er, daß die Forderung geleistet wird. Der Soldat ist ebenso stolz auf überwundene Mühseligkeiten, als auf überstandene Gefahren",*) und dieser Stolz auf überwundene Mühseligkeiten kann unter Umständen auch ein an sich mißlungenes Unternehmen wegen der mit ihm verbundenen außerordentlichen Leistungen im Lichte einer großen Tat erscheinen lassen.

Im Herbst 1799 wandte sich Suworow mit 20 000 Russen und einer öster-

*) Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

reichischen Brigade von Oberitalien nach der Schweiz, um die Vereinigung mit den dort im oberen Rheintale, sowie an der Linth und Limmat i. G. einige 40000 Mann starken verbündeten Streitkräften, denen 50 000 Franzosen unter Massena gegenüberstanden, zu bewirken. Suworow erzwang den Übergang über den St. Gotthard, der von einer französischen Division verteidigt wurde, und drang bis Altdorf vor. Da wider Erwarten die Straße am Vierwaldstädter See nach Schwyz nicht weiterführte, schlug er den schwierigen Pfad über den Kinzig Kulm in das Muotatal ein. Hier erfuhr er, daß die in der Schweiz befindlichen Kräfte der Verbündeten inzwischen völlig geschlagen und auseinandergetrieben seien. Unter unsäglichen Beschwerden wandte er sich über den Pragel nach Glarus, wobei seine Nachhut bei Muota einen Anfall der Franzosen erfolgreich abwehrte, und gewann endlich durch das Sernftal das Vorderrheintal. „Dieser Zug über die hohen Alpen hatte vom 21. September bis 10. Oktober, also drei Wochen unter beständigen Gefechten, Anstrengungen und Entbehrungen gedauert und der Armee etwa ein Drittel ihrer Menschen, den größten Teil ihrer Pferde und alles Geschütz, welches sie von Varese mitgenommen hatte, gekostet. Diese Verluste ließen sich den Verlusten einer verlorenen Schlach gleichstellen; aber anders war es mit dem moralischen Eindruck. Wenn Suworow und sein Heer diesen Zug durch ein für sie so wunderbares Land, von welchem sie selbst hinterher nur verworrene Vorstellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchliefen, so mußte ihnen derselbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Crispalt, bei Amsteg, Altdorf und im Klöntal entgegengesetzt hatte, und jede dieser Überwältigungen war ein Sieg über das feind-



liche Heer. Sie hatten diese wunderbaren Berge auf Pfaden überstiegen, welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrscheinlich nie wieder betreten wird, und als sie nach der äußersten ihrer Anstrengungen im Tale von Muota wie ein gejagtes Wild ermattet niedersanken, und der feindliche Feldherr selbst herbeieilte, sie gefahr- und mutlos zu überwältigen, hatten sie sich, wie der Bär in seiner Höhle, zerfleischend auf ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt.

Wenn wir also Suworow diesen Zug seiner Krisis wie einen großen Strom des Sieges berichten sehen, so dürfen wir das mit einer gewöhnlichen Prahlerei, mit welcher sonst wohl der Eindruck völliger Niederlage hat aufgewogen werden sollen, nicht verwechseln. War der Zug Suworows in allen materiellen Wirkungen mehr eine Niederlage als ein Sieg, so war er in den geistigen mehr ein Sieg als eine Niederlage."*)

Der russische Soldat jener Zeit hat allerdings eine Ausdauer im Ertragen von Mühseligkeiten bewiesen, wie sie schwerlich jemals in einer anderen Armee erreicht worden ist. Als General von Bennigsen im Februar 1807 Napoleon gegenüber einer Entscheidung an der oberen Alle auswich und sich erst bei Pr. Eylau zur Schlacht stellte, marschierte die russische Armee vier aufeinanderfolgende Nächte hindurch auf schlechten, verschneiten Wegen. Ein deutscher Offizier im russischen Heere schreibt darüber: „Eine Armee kann nicht mehr leiden, wie die unsrige in diesen Tagen gelitten hat . . . . . Es gehört eine russische Geduld und Gesundheit dazu, alles das zu ertragen."**)

Nicht weniger bedeutende Leistungen zeigt die Verfolgung der französischen Heerestrümmer im Jahre 1812. „Nie hat eine Verfolgung im großen mit solcher Tätigkeit und Anstrengung der Kräfte stattgefunden wie in diesem Feldzuge. Freilich waren die russischen Generale oft zaghaft in dem Augenblick, wo sie die Flüchtlinge greifen sollten, aber darum war die Tätigkeit des allgemeinen Nachrückens doch bewundernswert; man muß nur den Maßstab nicht aus den Augen verlieren. In den Monaten November und Dezember nach einem sehr angestrengten Feldzuge zwischen Schnee und Eis in Rußland, entweder auf wenig gebahnten Nebenwegen oder auf der ganz verwüsteten Hauptstraße, bei einer sehr großen Schwierigkeit der Verpflegung dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit innerhalb fünfzig Tagen folgen, ist vielleicht beispiellos; und um das Ganze dieser großen Anstrengung mit einem Worte auszudrücken, dürfen wir nur sagen, daß die russische Hauptarmee 110 000 Mann stark von Tarutino abmarschiert und 40 000 Mann stark bei Wilna angekommen ist. Das Übrige war tot, krank, verwundet oder erschöpft zurückgeblieben. Diese Anstrengung macht dem Fürsten Kutusow große Ehre . . . . . Man denke sich den Winter mit seiner ganzen Unwirtlichkeit, die überall gelähmten

*) Band V. Feldzüge von 1799. II.

**) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807. III. S. 88. Anm.

physischen und geistigen Kräfte, ein Heer, welches von Biwak zu Biwak geführt wird, an Entbehrungen leidet, von Krankheiten heimgesucht ist, seine Wege mit Toten, Sterbenden und Erschöpften bedeckt — so wird man begreifen, daß sich alles mit größeren Schwierigkeiten machte, und daß hier nur die stärksten Antriebe hinreichten, die Trägheit der Masse zu überwinden.*)

Unzweifelhaft kann heutigen Kulturmenschen nicht das gleiche zugemutet werden, wie jenen Russen der Jahre 1799, 1807 und 1812, und zudem besaßen die älteren Armeen, die ihre Versammlung nicht mit Hilfe der Eisenbahnen bewirkten, den unbestreitbaren Vorteil, daß sie mit gut einmarschierten Leuten an den Feind gelangten. Es kam hinzu, daß in ihnen das Berufssoldatentum auch unter den Mannschaften weit mehr vertreten war, als in den heutigen Cadre-Armeen. Gleichwohl gilt es gerade nach dieser Richtung mit aller Kraft sich gegen Anwandlungen eines schwächenden Pessimismus zu wehren, der den milizartigen Charakter heutiger mobiler Heere in übertriebener Weise hervorkehrt. Man denke an die Erhebung des Jahres 1813, die, so gewiß sie das Werk des preußischen Volkes war, so gewiß auch nur möglich wurde mit Hilfe des Offizierkorps der viel geschmähten alten preußischen Armee. Man denke an den belgischen Feldzug 1815. Als Napoleon in Frankreich landete, befanden sich drei preußische Armeekorps am Niederrhein, die zusammen nur 30 000 Mann zählten. Von diesen wurden zur Aufstellung der Kriegsformationen noch zahlreiche Abgaben geleistet, und die Armee, die Mitte Juni an der Sambre dem französischen Einfall begegnete, zählte in vier Armeekorps 120 000 Mann. Sie war sonach jedenfalls noch „milizartiger" als unsere heutigen Feldformationen, und gerade dieses Heer hat auf die verlorene Schlacht bei Ligny unmittelbar ein Belle Alliance folgen lassen. Kaum jemals ist im Kriege Schwereres geleistet worden. Freilich war die Führung Männern wie Blücher, Gneisenau und Grolman anvertraut, indessen gerade nach dem Beispiel solcher Charaktere und nicht nach dem flacher Mittelmäßigkeit haben wir unser Handeln im Kriege zu richten.

Vor allem aber die Armee des Großen Friedrich war mit ihrem Urlaubersystem im Grunde auch nur ein milizartiges Heer, noch dazu mit sehr zweifelhaften Elementen unter den geworbenen Mannschaften. Die unvergleichlichen Leistungen dieser Armee sind daher hauptsächlich das Verdienst ihres Offizierkorps, jener „Rasse", von der der König sagt, daß sie „auf alle Art meritiret konserviret zu werden".**) Wollen wir aber danach trachten, das dauernd zu „meritiren", so werden wir gut tun, wenn wir bei aller Würdigung der Schwierigkeiten, welche uns die Führung des heutigen Heeres auferlegt, ihm nicht eine Milizartigkeit anzudichten, die es trotz seiner kurzen Dienstzeit nicht hat, solange das Offizierkorps auf der Höhe seiner Aufgabe bleibt, und wir in der Forderung straffer Disziplin nicht nachlassen.

---

*) Band VII. Feldzug 1812.

**) Koser, König Friedrich der Große I. S. 53.

Die mächtige Entwicklung unserer Industrie bringt es allerdings mit sich, daß der Mannschaftsersatz aus Industriebezirken einen weit größeren Prozentsatz bildet, als es noch im deutsch-französischen Kriege der Fall war. Nicht mit Unrecht ist daher letzthin vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob die industrielle Bevölkerung zufolge ihrer nervenaufreibenden Beschäftigung in ungesunden Fabrikräumen in gleichem Maße als kriegstüchtig bezeichnet werden kann, wie die Landbevölkerung. Demgegenüber ist jedoch zu beachten, daß der heutige Krieg auch an die intellektuelle Entwicklung des gemeinen Mannes erhöhte Ansprüche stellt, denen die ländliche Bevölkerung nicht durchweg in gleichem Maße wie die städtische gewachsen ist, sowie ferner, daß die Industriebevölkerung sich im ganzen besser zu nähren imstande ist. Allerdings ist sie durch diese bessere Lebenshaltung auch anspruchsvoller geworden, aber die gebesserten Verkehrs- und Etappenverhältnisse unserer Zeit ermöglichen es, diesem Umstande Rechnung zu tragen. In jedem Falle müssen wir mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und auch die fortschreitende Zersetzung der Gesellschaft sowie die zunehmende Demokratisierung der Welt in Kauf nehmen, so wenig günstig sie der Disziplin, welche die Autorität zur unbedingten Voraussetzung hat, auch ist. Dem Wandel der Zeiten allzu pessimistisch gegenüberzustehen, liegt indessen kein Grund vor, denn auch bei unseren etwaigen künftigen Gegnern stehen die Dinge nicht besser. Jeder Pessimismus schwächt und ist für den Soldaten doppelt verderblich

Für die Kriegstüchtigkeit der Armee ist es von höchster Wichtigkeit, daß dem Manne des Beurlaubtenstandes von Zeit zu Zeit Gelegenheit gegeben wird, sich wieder in soldatischen Pflichten zu üben und kriegsmäßige Leistungen zu vollbringen.*) Das Wesentliche aber wird stets bleiben, daß während der kurzen Dienstzeit bei der Fahne der Verstand des Soldaten an Anstrengungen und Entbehrungen gewöhnt wird. Von unserer Friedensausbildung, wie sie jetzt beschaffen ist, dürfen wir getrost sagen, daß sie tatsächlich jene „Kraft des Körpers und der Seele“ verleiht, die verhindert, daß uns der Krieg, das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden „zugrunde richtet“. Immerhin haben wir uns auch hierin vor Übertreibungen zu hüten, die das Gegenteil einer kriegsgemäßen Ausbildung bewirken. Wir dürfen Offiziere und Unteroffiziere nicht in einer Weise überbürden, daß sie vorzeitig abgenutzt werden. Jede Überspannung gefährdet das seelische Gleichgewicht, und wir haben uns wohl zu hüten, die weit verbreitete

*) In ausreichender Weise dürfte das nur dann zu erreichen sein, wenn wir die Reservisten mehr, als es bisher geschieht, zu Zeiten einziehen, wo sie wirklich unmittelbar für den Krieg vorgeübt werden, wo sich ihr Verstand wieder an Anstrengungen gewöhnt, was, wie Clausewitz betont, wichtiger ist, als daß der Körper in ihnen geübt wird. Die Einziehung von Mannschaften des Beurlaubtenstandes in stärkerer Zahl ist der einzige Ausgleich für die kurze Dienstzeit und nur eine natürliche Folge der allgemeinen Wehrpflicht. Wenn jedes Infanterie-Bataillon des stehenden Heeres auch nur alle zwei Jahre Gelegenheit erhielte, durch Einziehung von Reservisten, sei es zur Zeit des Bataillonsexerzierens, sei es während der Herbstübungen, vorübergehend kriegsstark aufzutreten, würde außerdem eine sehr nützliche Klärung der taktischen Begriffe eintreten.

Nervosität des Zeitalters durch die Art unseres Dienstbetriebes, insbesondere der Besichtigungen noch zu steigern, und nicht, um der Forderung steter Kriegsbereitschaft gerecht zu werden, den Gang planmäßiger Ausbildung zu stören. Stets ist zu bedenken, daß rechtzeitige Schonung auch im Kriege für Führer und Truppe von hohem Wert ist, daß wir sonach gerade, wenn wir den Friedensdienst ausschließlich als eine Vorbereitung für den Krieg ansehen, das Kriegswerkzeug, an dem wir arbeiten, nicht vorzeitig stumpf machen dürfen.

Nicht mit Unrecht legt Prinz Hohenlohe in seinen militärischen Briefen den Begriff „aguerri", kriegsgewohnt, nicht ausschließlich in dem Sinne einer Gewöhnung an Strapazen aus, sondern zugleich in dem einer Übung, sich die für die Erhaltung des Menschen nötigen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten rechtzeitig zu verschaffen. Solches Bestreben gewinnt an Bedeutung, wo wie in den Hauptquartieren, eine starke geistige Arbeitsleistung neben der körperlichen Anstrengung zu verrichten ist. Für einen Teil der Offiziere der höheren Stäbe läßt sich solche nervenaufreibende Tätigkeit im Kriege durch eine entsprechende Arbeitsteilung wohl in etwas, für die Chefs der Generalstäbe und deren nächste Mitarbeiter jedoch überhaupt kaum vermeiden, ein Umstand, der bei der Truppe vielfach übersehen und nur selten mit entsprechender Dankbarkeit gelohnt wird, weil die Haupttätigkeit der Stäbe sich ihrem Blick entzieht. Wo allerdings der höhere Führer selbst, allen sichtbar, jede Entbehrung mit der Truppe teilt, wird sein Beispiel von großer Wirkung sein.

Es ist bekannt wie Napoleon in Ägypten und Syrien sich auch in dieser Weise hervortat, und wie Lee in den langen Jahren des nordamerikanischen Bürgerkrieges grundsätzlich jedes andere Obdach als sein Zelt verschmähte, darin König Friedrich gleichend, der so manche Nacht inmitten seiner Truppen am Lagerfeuer zugebracht hat. Im allgemeinen aber ist es für den Führer selbst doch wichtig, sich für die großen Augenblicke frisch zu erhalten, und gerade Napoleons späteres Leben im Felde ist nach dieser Richtung beherzigenswert. Er pflegte sich frühzeitig zur Ruhe zu begeben, um in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages, wenn die Meldungen auch von den entfernteren Korps eingetroffen waren, seine endgültigen Anordnungen zu treffen. An seine Umgebung stellte auch er starke Ansprüche. Das Leben seines nächsten Gehilfen, Berthier, im Felde — und in dieser kriegerischen Zeit war der Friede eine seltene Ausnahme — hat er selbst mit den Worten gekennzeichnet: „die Tage zu Pferde, die Nächte am Schreibtisch". Ähnlich wird von Gneisenau berichtet, er sei stets auch während der Nacht zugänglich und immer, selbst wenn er mitten aus dem Schlafe gerissen wurde, von größter Klarheit und Bestimmtheit gewesen.

Wer solcher Arbeitsleistung im Kriege längere Zeit hindurch gewachsen sein will, muß ausdauernd zu Pferde sein, er bedarf eines gesunden, durch mäßige Lebensweise gekräftigten Körpers und der Gewöhnung an dauernde geistige Arbeit. Diese im Frieden nicht überhandnehmen zu lassen, ist freilich dringend geboten, denn mit

Geschäften überbürdete Leute sind nicht imstande, sich allseitig für die ihnen im Kriege zufallenden Aufgaben vorzubereiten, und ihre verbrauchten Nerven werden die nötige Elastizität nicht haben, die große Augenblicke fordern.

Schon unsere Jugenderziehung geht neuerdings weniger als früher darauf aus, einseitig die Entwicklung der Verstandeskräfte zu betonen, sondern vielmehr daneben körperlichen Übungen ihr volles Recht zu gewähren, und wir dürfen uns dieses Wandels freuen. Unzweifelhaft wohnt der gegen früher sehr verallgemeinerten sportlichen Betätigung weiter Kreise das Gute bei, daß dadurch die Kriegstüchtigkeit gehoben wird. Der heutige Deutsche ist überhaupt weniger Stubenhocker, als in den letzten Generationen. Dazu kommt, daß er mächtige Anregungen durch die allgemeinen Verhältnisse des Weltverkehrs empfängt, die seine Gedanken über den engen Kreis der Heimat hinausschweifen lassen und ihnen eine Richtung auf das Große geben. Man beginnt auch in Deutschland einzusehen, daß Ideale nicht ausschließlich in Kunst und Wissenschaft, sondern auch in den großen Ideen des praktischen Lebens gesucht werden können. Diese Umwandlung unserer Gewohnheiten und unserer Denkweise kann vom soldatischen Standpunkte aus nur freudig begrüßt werden, soweit sie philisterhaften Neigungen des Deutschen entgegenwirkt. Immerhin birgt sie bis zu einem gewissen Grade die Gefahr der Verflachung in sich, und für den Offizier gilt es in erster Linie, immer daran festzuhalten, daß, wie ein amerikanischer Schriftsteller sagt,*) die einzige Klugheit im Leben Konzentration, das einzige Übel Zersplitterung ist. Solche Konzentration braucht darum noch nicht zur Einseitigkeit zu führen, und sie wird es umsoweniger tun, je mehr sie auf der sicheren Grundlage einer tüchtigen allgemeinen Bildung ruht. Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Moltke und ihre Mithelfer liefern dafür einen deutlichen Beweis.

Die gesteigerte persönliche Sicherheit, die der Mensch in heutigen Kulturländern genießt, und der größere Wert, den das Leben dadurch in der allgemeinen Auffassung gewonnen hat, bringen es mit sich, daß uns im Frieden jetzt wenig Gelegenheit gegeben wird, unseren Mut auf eine ernste Probe zu stellen. Sportliches Leben ist daher ohne Frage geeignet, bei einem Kulturvolke im Frieden die Entwicklung jener Eigenschaften für den Krieg vorzubereiten, „die wir bei rohen und halb kultivierten Völkern so allgemein verbreitet antreffen". Es genügt schon der Hinweis auf den Einfluß, den Jagd- und Rennreiten auf die Leistungen unserer Kavallerie ausgeübt haben, um den Wert zweckmäßiger sportlicher Veranstaltungen zu kennzeichnen, nur darf man sich nicht dem Glauben hingeben, daß der Sport der wesentlichste Teil soldatischer Erziehung sei.

Rein sportliche Leistungen können schon um deswillen nur als ein Hilfsmittel der Ausbildung für den Krieg gelten, weil sie zwar den physischen Mut stählen, aber doch mehr oder weniger mit dem Beifall anderer und beim Ausübenden mit der

*) Emerson, Lebensführung.

Erregung des Augenblicks rechnen. Der Krieg aber erfordert vielfach eine Ausdauer im Leiden, die des Beifalls entbehren muß. Auch der glücklichste Krieg hat körperliche Leiden im Gefolge, um nicht von solchen Kriegen zu sprechen, die förmliche Katastrophen zeitigen, wie sie über die napoleonische Armee 1812 in Rußland und im Januar 1871 über die Armee Bourbakis hereinbrachen. Solange die Nerven in Anspannung erhalten werden, und der Körper in Tätigkeit bleibt, werden an und für sich leistungsfähige Naturen sich noch verhältnismäßig leicht aufrechterhalten, schwerer ist es, Entbehrungen und Leiden, die während eines Stillstandes eintreten, standhaft zu ertragen.

Bei der Einschließung von Metz 1870 hatten die deutschen Truppen sehr unter der Ungunst der Witterung zu leiden, zumal sie nur zum Teil in Ortschaften untergebracht werden konnten, im übrigen in Biwaks oder in Hüttenlagern verbleiben mußten. Das Einerlei des Belagerungsdienstes nach den voraufgegangenen starken Märschen und der Rückschlag nach den Aufregungen der großen Augustschlachten wirkten ungünstig auf die Psyche der Mannschaften ein. Zu Beginn des Monats September zählte die Einschließungsarmee bereits 10 % Kranke, und um die Mitte des Monats traten noch 12 % Neuerkrankte hinzu, wenn diese Zahl auch nur vorübergehend auf solcher Höhe blieb. Ähnlichen Einwirkungen waren die Russen während der Blockade Plewnas ausgesetzt. Auch hier forderte der naßkalte Herbst zahlreiche Opfer an Kranken und, wie vor Metz, machte sich die Rückwirkung der voraufgegangenen Kämpfe fühlbar. Waren es für die Deutschen immerhin solche mit siegreichem Ausgang gewesen, so kam für die Russen noch das niederdrückende Gefühl des Mißlingens ihrer Angriffe hinzu. Außerdem wurden sie bei ihren schlecht organisierten rückwärtigen Verbindungen äußerst mangelhaft verpflegt. Frisches Brot konnte nur selten ausgegeben werden. Der andauernde Genuß von Zwieback aber schwächte den Magen derart, daß später gegen Ende des Krieges zahlreiche Erkrankungen an Unterleibstyphus auftraten.

Die in Plewna eingeschlossenen Türken leisteten fast Ungeheuerliches im Ertragen von Entbehrungen, denn Osman Pascha hat mit einem vierzehntägigen Lebensmittelvorrat volle sechs Wochen gereicht. Freilich haben in früheren Kriegen energische Führer auch von abendländischen Soldaten nicht weniger zu fordern verstanden. So setzte Massena im Jahre 1800 während der letzten sechs Wochen der Belagerung von Genua die tägliche Brotportion von $^3/_4$ Pfund auf $^1/_2$ Pfund herab, wobei sonst nur einige geringfügige Zutaten gereicht wurden. Ganz zuletzt trat an die Stelle des halben Pfundes Brot das gleiche Maß eines Surrogats, das unter anderen Verhältnissen als völlig ungenießbar betrachtet worden wäre.

Bildet für eine eingeschlossene Truppe der Hunger die ärgste Qual, so verursacht ihr im freien Felde, abgesehen von Wüstenexpeditionen, die winterliche Jahreszeit wohl die meisten Leiden. Sie werden sich namentlich dort einstellen, wo es sich um

ein längeres Festhalten von Stellungen in der Nähe des Feindes handelt, wie für die Russen am Schipkapaß um die Jahreswende 1877/78. Hier wurde die Lage seit dem Eintritt starken Frostes und scharfen Windes nahezu unerträglich. Schon Ende November stürzten bei starkem Sturm mehrere Posten in den Abgrund, und ein zur Ablösung der Vorposten bestimmtes Bataillon vermochte die Paßhöhe nicht zu ersteigen. Die Kleidung der Mannschaften fror hart. Gegen Mitte Dezember waren von 20 Bataillonen, die am Schipkapasse standen, 81 Offiziere, 5214 Mann erkrankt, und von der 24. Infanterie-Division erfroren am 19. Dezember 77 Mann, am 22. erkrankten bei ihr 788 Mann, davon 266 an angefrorenen Gliedmaßen, 7 Mann starben in den Gefechtsstellungen. Am 23. Dezember erkrankten 903 Mann, so daß die Division in vorderster Linie durch die 14. abgelöst werden mußte. Auch diese wäre dem gleichen Schicksal verfallen, wenn nicht die allgemeine Offensive über den Balkan die Truppen am Schipkapasse aus ihrer unerträglichen Lage befreit hätte.*)

Wenn sonach der Krieg, ganz abgesehen von den Opfern, die er auf dem Schlachtfelde oder in den Lazaretten fordert, für jeden Anstrengungen und Leiden im Gefolge hat, soll uns das eine Mahnung sein, uns im Geiste auf solche vorzubereiten und die Friedensschulung des Heeres entsprechend zu gestalten. Nur wo sie so beschaffen ist, daß ein ganzes Volk den unvermeidlichen Leiden des Krieges in dem ruhigen Bewußtsein entgegensieht, sie erforderlichenfalls standhaft ertragen zu können, erfüllt die allgemeine Wehrpflicht ihren hohen ethischen Zweck. Und wie wenig bedeuten doch diese vorübergehenden Leiden des Krieges gegen die dauernd wirksamen, aufzehrenden Einflüsse des vielgestaltigen modernen Lebens, das in seinen gewerblichen und Verkehrsbetrieben unausgesetzt zahlreiche Opfer fordert und ganzen Berufsklassen Anstrengungen auferlegt, die denen des Krieges sicherlich nichts nachgeben. Alljährlich finden Forschungsreisende und kühne Sportsleute ein Ende, das wir bedauern, aber doch aus der Liebe zur Sache, aus dem Reiz der Gefahr, aus der Befriedigung, die jede große Anstrengung hinterläßt, sehr wohl verstehen können.

Eine Zeit, die solche Lust am Wagen und an körperlichen Leistungen zeigt, ist sicherlich nicht reif für die verschwommenen Gedanken der Apostel des ewigen Friedens. Im deutschen Volke schlummern jedenfalls zahlreiche Keime höchster kriegerischer Leistungen, Keime, die sich kräftig entfalten werden, wenn es dereinst zu den Waffen gerufen wird. Dann werden auf dieses Volk in Waffen die Worte Anwendung finden: „Ein Heer, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen — ein solches Heer ist von kriegerischem Geiste durchdrungen.“**)

*) Kuropatkin, Der Balkanübergang und das Treffen von Scheinowo.

**) Vom Kriege, III. Buch, 5. Kap.

III. Der Krieg ist das Gebiet der Friktion.

„So stimmt sich im Kriege durch den Einfluß unzähliger kleiner Umstände, die auf dem Papier nie gehörig in Betracht kommen können, alles herab, und man bleibt weit hinter dem Ziel."
Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.

„Solange man selbst den Krieg nicht kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede ist, und was eigentlich das Genie und die außerordentlichen Geisteskräfte zu tun haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Alles erscheint so einfach, alle erforderlichen Kenntnisse erscheinen so flach, alle Kombinationen so unbedeutend, daß im Vergleich damit uns die einfachste Aufgabe der höheren Mathematik mit einer gewissen wissenschaftlichen Würde imponiert. Wenn man aber den Krieg gesehen hat, wird alles begreiflich, und doch ist es äußerst schwer, dasjenige zu beschreiben, was diese Veränderung hervorbringt, diesen unsichtbaren und überall wirksamen Faktor zu nennen.

Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion hervor, die sich niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat. . . . . Friktion ist der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet. Die militärische Maschine: die Armee und alles, was dazu gehört, ist im Grunde sehr einfach und scheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, daß kein Teil davon aus einem Stücke ist, daß alles aus Individuen zusammengesetzt ist, davon jedes seine eigene Friktion nach allen Seiten hin behält. . . . . Diese entsetzliche Friktion, die sich nicht wie in der Mechanik auf einige Punkte konzentrieren läßt, ist deswegen überall im Kontakt mit dem Zufall und bringt dann Entscheidungen hervor, die sich gar nicht berechnen lassen, eben weil sie zum großen Teil dem Zufall angehören." *)

In diesen Worten entwickelt Clausewitz die Gründe, warum unser Beruf von denen, die ihm fernstehen, so wenig verstanden wird; wir lernen begreifen, daß er von diesen und auch von solchen, die ihm nur vorübergehend obgelegen haben, in seiner ganzen Bedeutung gar nicht erfaßt werden kann. Darum können auch von Nichtsoldaten herrührende kriegsgeschichtliche Werke, wenn in ihnen nicht ein sehr gereifter und maßvoller Verstand die Feder führt, häufig durch die Verwirrung des Urteils, das sie anrichten, geradezu eine Gefahr bilden. Freilich müssen wir bekennen, daß, wenn „die Kenntnis der Friktion ein Hauptteil der oft gerühmten Kriegserfahrung ist, welche von einem guten General gefordert wird",*) heute nur verschwindend wenige von uns solche besitzen; dafür aber ist es uns jetzt unzweifelhaft gelungen, „die Übungen des Friedens so einzurichten, daß ein Teil jener Friktionsgegenstände darin vorkommt. Daß Urteil, Umsicht, selbst Entschlossenheit der einzelnen Führer

*) Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.

geübt werde, ist von viel größerem Wert, als diejenigen glauben, welche den Gegenstand nicht aus Erfahrung kennen",*) und bei unseren großen Truppenübungen wird das insoweit erreicht, als es überhaupt im Frieden möglich ist. Taktische Aufgaben, Kriegsspiele, Übungsritte und Generalstabsreisen sind unentbehrliche Hilfsmittel für die Ausbildung in der höheren Truppenführung, und dem mit deren Grundsätzen bereits wohl vertrauten Offizier vermögen sie viel zu bieten, immer aber haftet ihnen der Mangel an, daß die Truppen nur gedacht sind, die Reibungen, die bei deren Bewegungen entstehen, durch die Erfahrung und die Phantasie des Leitenden und der Teilnehmer ergänzt werden müssen. Wollten wir uns ausschließlich auf diese Übungen mit gedachten Truppen beschränken, würden wir bei langem Frieden leicht Gefahr laufen, die Reibungen entweder ganz außer acht zu lassen oder sie ungebührlich zu überschätzen, und „nicht derjenige ist der beste General, der die größte Vorstellung von der Friktion hat, dem sie am meisten imponiert (dies gibt jene Klasse von ängstlichen Generalen, die unter den Erfahrenen so häufig zu finden sind), sondern der General muß sie kennen, um sie zu überwinden".*) Das aber lernt sich wahrhaft nur durch die Handhabung der Masse von Menschen, Pferden und Fahrzeugen, wie sie die wirkliche Truppe darstellt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die in Preußen zuerst üblichen Manöver mit gemischten Waffen in wechselndem Gelände nicht zum geringsten Teil zu der Überlegenheit der preußischen Waffen 1866 und der preußisch-deutschen 1870 beigetragen haben. Die den Manövern jetzt gegebene größere Ausdehnung entspricht nur dem Anwachsen der heutigen Heere im Kriegsfall, von dem auch die größte Truppenzusammenziehung im Frieden nur eine schwache Vorstellung erwecken kann. Die Nützlichkeit der Manöver in großen Verbänden geht sehr deutlich aus dem Geständnis der englischen Generale, darunter keines geringeren als Lord Kitchener hervor, daß ihre taktischen Fehlgriffe im südafrikanischen Kriege zum großen Teil auf mangelnde Übung in der Handhabung größerer Truppenmassen und auf Unkenntnis der mit ihrem Auftreten und Zusammenwirken verbundenen Reibungen zurückzuführen seien.

Diese mußten bei einer Armee wie der englischen, die wesentlich Kolonialarmee ist, und deren größere Kommandoeinheiten erst im Kriegsfall geschaffen wurden, doppelt schwer ins Gewicht fallen, während sie bei eingelebten Verbänden wesentlich leichter überwunden worden wären. Nach dieser Richtung besaß die Armee des Lagers von Boulogne einen großen Vorteil vor den Heeren der gegen Napoleon verbündeten Mächte. Dieser Vorzug und die in den Revolutionskriegen erworbene Kriegserfahrung der Führer sowie eines großen Teils der Mannschaften bedeutete mehr als die Übungen in den Standlagern am Kanal, die dort ziemlich lässig betrieben wurden. Dennoch blieben auch in den siegreichen Feldzügen von 1805 und 1806

*) Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.

Reibungen in der napoleonischen Armee nicht aus, und nur weil das Kriegsglück den französischen Fahnen unwandelbar treu war, haben sie den allgemeinen Fortgang der Operationen nicht merkbar beeinträchtigt. Das wurde anders, als sich die Gegner Napoleons auf sich selbst besannen, und je mehr die französische Armee durch fortgesetzten Gebrauch im Kriege sowie dadurch, daß ein großer Teil ihrer besten Truppen in Spanien Verwendung fand, an Schlagfertigkeit und innerem Gehalt einbüßte. Sehr gut kennzeichnet Fezenzac*) diese nach und nach eintretende Überspannung: „Cette habitude de tout tenter avec les plus faibles ressources, cette volonté de ne rien voir d'impossible, cette confiance illimitée dans le succès qui avait d'abord été une des causes de nos avantages, ont fini par nous devenir fatales."

Die Friktion ist stets am größten bei improvisierten Armeen. Der nordamerikanische Sezessionskrieg offenbart das mit der größten Deutlichkeit. So gelang es im Juli 1861 dem nordstaatlichen General Mc. Dowell bei der ersten Offensive von Washington nach Virginien nicht, seine vier Divisionen zu einheitlichem Zusammenwirken zu bringen. Das Gros der 23 000 Mann starken feindlichen konföderierten Kräfte stand bei Manassas**), eine Brigade war nach Fairfax C. H. vorgeschoben. Diese sollte von den nordstaatlichen Truppen am 17. Juli mit großer Überlegenheit von allen Seiten angegriffen werden. Alsdann beabsichtigte Mc. Dowell, unter dem Schutze einer Scheinbewegung über Centreville mit den Hauptkräften den Bull Run weiter unterhalb zu überschreiten und die konföderierte Stellung von der Flanke aus aufzurollen. Die ungeübten Truppen zeigten sich aber der Durchführung solcher Absichten nicht gewachsen. Schon am ersten Marschtage rissen bei der herrschenden großen Hitze furchtbare Unordnungen ein. Die Mannschaften erleichterten sich alsbald durch Fortwerfen ihres tragbar mitgeführten dreitägigen Lebensmittelvorrats, so daß am Abend erst das Herankommen der Kolonnen aus Alexandria abgewartet werden mußte, um die Verpflegung sicherzustellen. Erst am 17. abends gelang es, mit den vier Divisionen die Gegend von Fairfax C. H. zu erreichen; um diese Zeit aber war die vorgeschobene konföderierte Brigade längst in Sicherheit. Am 31. Juli bereitete dann die Niederlage am Bull Run dieser ersten nordstaatlichen Angriffsunternehmung ein klägliches Ende.

Nachdem im Jahre darauf ein mit über 100 000 Mann auf die Flotte gestützter Angriffsversuch gegen die konföderierte Hauptstadt Richmond auf der Halbinsel zwischen York- und Jamesfluß gescheitert war, ergriff die konföderierte Armee von Nordvirginien unter Lee die Offensive und warf die südlich des Potomac befindlichen überlegenen Kräfte der Union nach Washington zurück. Hierbei zeigte sich überall bei den

*) A. a. O. S. 129.
**) Skizze S. 6.

nordstaatlichen Führern das Fehlen jenes gewissen instinktmäßigen Erfassens der Lage und jenes sichern Gefühls für das Mögliche und unter den gegebenen Umständen Erreichbare, das allein den geübten General befähigt, im Felde das Richtige zu treffen. Taktisches Verständnis, Ineinandergreifen der Anordnungen von Ober- und Unterführern, rechtzeitige Befehlsübermittlung, Verbindunghalten der Truppenkörper untereinander und mit der leitenden Stelle, das alles vermißt man noch das ganze zweite Kriegsjahr hindurch bei der Unionsarmee, ein Beweis, daß diese Dinge erlernt und geübt sein müssen, wenn sie im Kriege richtig zur Anwendung gelangen sollen. Erst als im Jahre 1864 Grant die Führung auf dem virginischen Kriegsschauplatze übernahm, begann eine Wendung zum Besseren; die Führer der Armeekorps und Divisionen zeigten sich wenigstens den an sie herantretenden marschtechnischen Anforderungen im allgemeinen gewachsen, und doch führte der Oberfeldherr der Union noch kurz vor Beendigung des Krieges dem Präsidenten gegenüber bewegte Klage über die unzureichende soldatische Schulung eines großen Teils seiner Untergebenen. Für die Durchführung eines entscheidenden taktischen Angriffs blieb die Armee bis zuletzt ungeeignet, nicht anders wie die Armeen Gambettas. Auch dem großen Organisator der Verteidigung der französischen Provinz fehlte die Kenntnis der Friktionen, die der Krieg zeitigt. Dieser seiner Unkenntnis entsprangen seine Irrtümer auf operativem Gebiet, die seine gewaltigen organisatorischen Leistungen vergeblich machten.

Unzweifelhaft werden sich bei unsern heutigen Kadrearmeen namentlich zu Anfang des Krieges, bevor sich die Verbände eingelebt haben, vielfache Reibungen ergeben. Solche werden namentlich bei den Reservetruppen hervortreten und können veranlassen, daß dort zum Teil andere Führungsgrundsätze Platz greifen, als sie sonst angebracht sind. Immerhin sind unsere Friedensmanöver, bei denen wir häufig in gemischten Verbänden üben, die erst für den besonderen Fall auf wenige Tage zusammentreten, nach dieser Richtung beruhigend, denn die hierbei hervortretenden Reibungen sind durchaus geringfügiger Natur. Durch die Gleichmäßigkeit, die in unserer Armee in der taktischen Schulung des Offizierkorps und in der Ausbildung im Generalstabsdienst besteht, ist ferner die Einschränkung der Friktion, soweit eine solche überhaupt möglich, gewährleistet. Auch ist zu bedenken, daß eine Kadrearmee doch immer etwas ganz anderes ist als eine völlig improvisierte. Gerade gute Kadres geben ihr den erforderlichen Halt. Mit Hilfe der aus Rußland geretteten Kadres und Abgaben der Armee in Spanien wurde es Napoleon möglich, im Jahre 1813 eine neue Armee zu schaffen, die, wenn sie natürlich auch minderwertig blieb, doch unter seiner Führung und der erprobter Generale bei Lützen, Bautzen und Dresden zu siegen wußte. Die vorhandenen Kadres machten es möglich, bei Ablauf des Waffenstillstandes im Monat August mit über 400 000 Mann an der Elbe aufzutreten.

Auf Napoleons ganzes Wirken als Feldherr passen freilich recht eigentlich die Worte: „Ein mächtiger, eiserner Wille überwindet die Friktion, er zermalmt die Hindernisse,

aber freilich die Maschine mit . . . . . Wie ein Obelisk, auf den die Hauptstraßen eines Ortes geführt sind, steht, in der Mitte der Kriegskunst gebieterisch hervorragend, der feste Wille eines stolzen Geistes.“ *)

Gegen Ende des Jahres 1806 sah sich Napoleon gezwungen, seine geschwächte Armee, die er in unausgesetztem Siegeszuge von der Saale über die Elbe, die Oder und die Weichsel geführt hatte, in Polen und Westpreußen Winterquartiere beziehen zu lassen. Sie begann, im unwirtlichen Osten den Dienst zu versagen. Als dann Ende Januar die von Ostpreußen her erfolgende Offensive Bennigsens den linken französischen Flügel aufscheuchte, brach der Kaiser zu jenem Winterfeldzuge von Eylau auf. Nur auf 60 000 Mann statt der 80 000, welche die an der Schlacht beteiligten Truppenteile beim Aufbruch gezählt hatten, wird seine Stärke in der Schlacht angegeben, und diese Einbuße von einem Viertel der Gesamtstärke war fast ausschließlich durch die winterlichen Verfolgungsmärsche verursacht**). Dazu sind bei diesem Abgang vermutlich die Tausende von Marodeurs, die sich hinter der Front herumtrieben, noch nicht einmal mitgezählt. Der nächtliche Rückzug Bennigsens ließ Napoleon als den Sieger von Eylau erscheinen, aber es war ein Pyrrhussieg, den er mit ungeheuren Opfern erkauft hatte, ihm blieb nur übrig, die Armee abermals in Winterquartiere zurückzuführen. Sie war dem Verhungern nahe und litt unsäglich von der Kälte, die Pferde versagten den Dienst. Nun, wo man doch zurückging, mußte die Schlacht bei Eylau, in der nahezu 30 000 Mann geopfert worden waren, allen wie ein nutzloses Gemetzel erscheinen, und in der traurigsten Verfassung gelangten die Truppen hinter die Passarge. Sie bedurften zu ihrer Wiederherstellung einer dreimonatigen Ruhe. Der mächtige, eiserne Wille des Feldherrn hatte mit der Friktion, die sich ihm entgegenstellte, auch die Maschine mit zermalmt.

Und dennoch, dieses Elend der Tage von Eylau bedeutet wenig gegen den Untergang der großen Armee im Jahre 1812. Von den mehr als 600 000 Mann, die einschließlich der nachrückenden Verstärkungen die russische Grenze überschritten hatten, kehrten nur etwa 60 000 Mann zurück. Dieses Zusammenschmelzen hat nicht etwa erst auf dem Rückzuge unter der Einwirkung der Kälte begonnen, vielmehr zeigt schon der Vormarsch auf Moskau, ohne daß nennenswerte Gefechtsverluste zu verzeichnen gewesen wären, einen ungeheuren Abgang. Von 300 000 Mann, die unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers in dieser Richtung vorgingen, gelangten nur 180 000 bis Smolensk, bei Borodino schlug Napoleon nur noch mit 124 000 Mann, und bei Moskau langte er mit nicht mehr als 100 000 Mann an. Bei der Einbuße von 200 000 Mann, die der Feldzug bis dahin gefordert hatte, kommen die Gefechtsverluste von Smolensk und Borodino nur mit 40 000 Mann in Betracht, alle

*) Vom Kriege I. Buch, 7. Kap.
**) S. 36.

übrigen Verluste sind, abgesehen von verhältnismäßig geringfügigen Opfern, welche die kleineren Zusammenstöße gefordert hatten, durch die allgemeinen Reibungen des Krieges auf einem unwirtlichen Kriegsschauplatz von gewaltiger Ausdehnung hervorgerufen. Drückt sich in diesen Zahlen ein Zermalmen der Maschine aus, so zeigt sich doch gleichzeitig in Napoleon, der ungeachtet aller entgegenstehenden Schwierigkeiten bis in die feindliche Hauptstadt vordringt, der „gebieterische Wille eines stolzen Geistes".

Derselbe gebieterische Wille hat ihn im Sommer 1813 die österreichische Friedensvermittlung zurückweisen lassen. Man hat darin lediglich Verblendung sehen wollen, dabei jedoch außer acht gelassen, daß ein Heeresfürst wie er gar nicht anders handeln konnte. Jedes Nachgeben hieß für ihn, sich als Besiegten bekennen. Gewiß, seine Politik war unsinnig, und dieses Festhalten an einer erträumten Weltherrschaft unter Nichtachtung alles historisch Gewordenen und aller in den Völkern wirksamen sittlichen Mächte war ein Wahn. Betrachtet man jedoch nur die Kriegslage an sich, so ist es ein nachträgliches Urteilen an der Hand der Tatsachen, wenn man Napoleon im Jahre 1813 der Verblendung zeiht. Solange der einheitliche Wille dieses „stolzen Geistes" gegen eine von den verschiedenartigsten Interessen beherrschte Koalition über 400 000 Mann gebot, hatte er keinen Anlaß, an einem glücklichen Ausgang zu verzweifeln. Hat ihn doch dieser machtvolle Wille befähigt, im Jahre 1814 auf französischem Boden, trotz der Leipziger Niederlage und mit Truppen, die lediglich noch als Trümmer gelten konnten, eine im höchsten Maße kraftvolle und offensive Verteidigung zu führen, bis er zuletzt der vielfachen Übermacht der Verbündeten erlag.

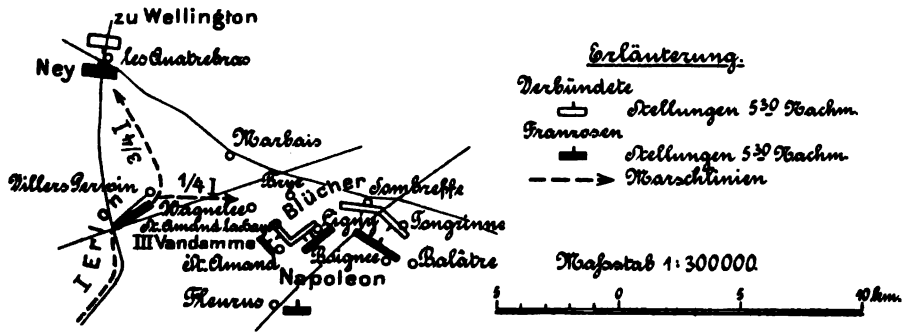
Auch der gebieterische Wille des Feldherrn, die beste Heeresorganisation und die festeste Kriegszucht vermögen freilich in einer Vielheit von Menschen, wie sie jede Armee darstellt, niemals volle Einheit des Denkens und Handelns zu erzielen. Auch von dieser Seite betrachtet, liegt der Krieg „an der Kette menschlicher Schwächen".*) Unterlassungen, Mißverständnisse und falsche Auslegung von Befehlen haben schon häufig die schwerwiegendsten Folgen gehabt.

Als am 16. Juni 1815 Napoleon bei Ligny während der Schlacht erkannte, daß ihm nicht, wie er anfänglich geglaubt hatte, nur ein stärkeres preußisches Korps, sondern die Masse der Armee Blüchers gegenüberstand, sandte er dem im Marsch nach Quatrebras befindlichen 1. Korps Erlon Befehl, sich gegen die rechte Flanke der Preußen zu wenden. Das Korps war dem Marschall Ney unterstellt, der bei Quatrebras in ein Gefecht gegen einen Teil der Armee Wellingtons verwickelt war. Es bog jetzt in die neue Richtung ab, wurde aber von Vandamme, der bei Ligny den Befehl auf dem linken Flügel führte, für Feind gehalten, und Napoleon sah sich auf Vandammes Meldung hin zu Gegenmaßregeln veranlaßt, bis es nach einiger

*) Vom Kriege III. Buch, 16. Kap.

Zeit gelang, diesen Irrtum aufzuklären. Inzwischen war das Korps Erlon von Ney in Unkenntnis des vom Kaiser erlassenen Befehls bereits wieder nach Quatrebras gewiesen worden. Hier gelangte es jedoch nicht mehr zum Eingreifen. Es war nutzlos zwischen den beiden Schlachtfeldern hin und hergezogen, und dadurch, daß man es bei Ligny anfänglich für Feind hielt, war dort der entscheidende Angriff des Kaisers um eine volle Stunde verzögert worden.

Beim Einmarsch in Böhmen 1866 hatte Moltke die Vereinigung der beiden getrennt von der Lausitz und von Schlesien vorgehenden preußischen Armeen in der Richtung auf Gitschin in Aussicht genommen. Da die Zweite Armee sich den feindlichen Hauptkräften an der oberen Elbe gegenübersah, entstand, weil die Erste Armee, wiewohl sie nur sehr unterlegene feindliche Kräfte vor sich hatte, allzu zögernd vorging, vorübergehend eine Krise, die es notwendig machte, am 30. Juni



der Ersten Armee nochmals telegraphisch zu befehlen, zur Entlastung der Zweiten Armee ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vorzugehen.

Zu Beginn des Krieges 1870 ist der von Moltke geplante Aufmarsch, der auf eine gleichzeitige Entwicklung der deutschen Gesamtkräfte an der Saar hinauslief, einerseits durch den Verlauf, welchen die Ereignisse bei der Dritten Armee im Elsaß nahmen, und andererseits infolge der vom General v. Steinmetz und seinen Unterführern auf dem rechten deutschen Flügel getroffenen Maßnahmen nicht zur Ausführung gekommen.

Als sich am 15. August 1870 herausstellte, daß die Franzosen das Schlachtfeld vom 14. östlich Metz geräumt hatten und, durch die Festung gedeckt, in westlicher Richtung abzogen, trugen die Direktiven des Großen Hauptquartiers der Zweiten Armee, deren vorderste Korps oberhalb Metz bereits bis an und über die Mosel gelangt waren, auf, durch eine kräftige Offensive gegen die von Metz über Fresnes und Etain führenden Straßen die Früchte des am 14. August östlich Metz errungenen

Erfolges zu ernten. Es wurde dem Oberkommando überlassen, eine solche Offensive mit allen verfügbaren Mitteln nach eigenem Ermessen zu führen. Prinz Friedrich Karl glaubte jedoch, die französischen Hauptkräfte auf der Hochfläche zwischen Mosel und Maas nicht mehr einholen zu können. Er gab daher seiner Mitte und seinem linken Flügel die Richtung nach der Maas oberhalb Verdun, um dort dem Gegner zuvorzukommen, und ließ am 16. August nur das III. und X. Korps sowie die 5. und 6. Kavallerie-Division gegen die von Metz nach Verdun führenden Straßen vorgehen.

Dieser rechte Flügel der Zweiten Armee ist dann in den schweren Kampf von Vionville verwickelt worden, in dem er sich nur mit Mühe gegen die gesamte französische Rheinarmee zu behaupten vermochte.

Die modernen Verkehrs- und Verständigungsmittel kommen gewiß der höheren Führung zugute, und es ist jetzt kaum denkbar, daß Fälle eintreten wie bei der französischen Armee im Feldzuge von Eylau. Hier sah sich Napoleon der Mithilfe seines linken Flügelkorps, des 1., Bernadotte, völlig beraubt, weil ein diesem am 31. Januar zugesandter Befehl von Kasaken aufgefangen war, und es nicht gelang, vor der Schlacht bei Eylau die Verbindung mit dem abgetrennten Korps wieder aufzunehmen.

Es liegt auf der Hand, daß die gemeinsame Leitung der verbündeten Armeen, die von Böhmen, Schlesien und der Mark Brandenburg aus im Herbst 1813 konzentrisch gegen die in Sachsen stehende französische Hauptmacht vorgehen sollten, sich mit Hilfe des Telegraphen unendlich viel leichter gestaltet haben würde. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der schnelle Verlauf, den die Kriegshandlung unserer Tage schon deshalb nehmen wird, weil ein längerer Krieg mit heutigen Massenheeren wirtschaftlich nicht zu ertragen ist, auch gesteigerte Anforderungen an die Befehlsübermittlung stellt, schon weil die Massenheere sonst gar nicht einheitlich zu leiten sein würden. Daß trotz des Telegraphen Reibungen nicht ausbleiben, zeigen die erwähnten Beispiele Moltkescher Heerführung. Die Individualität der Führer und die Verschiedenartigkeit der Auffassungen, die sich im Kriege geltend machen, läßt in jedem Falle der Friktion noch einen weiten Spielraum, und nur durch die Entwicklung gemeinsamer Grundanschauungen über Kriegführung läßt sich diese Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade heben.

Ist sonach der Telegraph schon an sich nicht als ein Gängelband anzusehen, so ist weiterhin damit zu rechnen, daß er gelegentlich versagt, nicht anders wie die zahlreichen übrigen modernen Verständigungsmittel. Daher wird der Selbständigkeit und Verantwortlichkeit der Unterführer stets ein weites Feld der Tätigkeit bleiben, und es erscheint weiser, damit zu rechnen und sie mit allen Mitteln zu heben, als sie im Vertrauen auf das sichere Wirken technischer Hilfsmittel der Befehlsübermittlung künstlich einzuschränken.

Wie auf operativem Gebiet, so machen sich nicht minder auf taktischem überall Reibungen geltend. Sie haben sich von jeher geäußert, werden es aber in Zukunft

noch in verstärktem Maße tun. Die Schwierigkeit, bei den heutigen weittragenden Feuerwaffen und bei rauchschwachem Pulver die Verhältnisse beim Gegner richtig zu schätzen, wird es häufig dahin bringen, daß die Durchführung des Gefechts unter ganz anderen Umständen zu erfolgen hat, als sie bei Ausgabe der Befehle des Führers obzuwalten schienen, und es wird alsdann Sache der Truppe sein, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Die Reibungen, welche das Gefecht zeitigt, sind zwar örtlich enger begrenzt als diejenigen, welcher bei den Operationen im großen in Frage kommen, aber bei der unmittelbaren Nähe der Gefahr und der damit unzertrennlich verbundenen Aufregung erscheinen sie noch bedeutender. Der einmal entbrannte Kampf läßt sich nicht mehr willkürlich beherrschen, er folgt seinen eigenen Gesetzen.

Wie König Friedrichs Anordnungen für den Angriff bei Kolin durchbrochen wurden, ist bereits gezeigt worden.*) Bei Kunersdorf stellten sich der Durchführung seiner Absichten unerwartete Geländeschwierigkeiten entgegen, und der glühend heiße Tag ließ die Kraft der unzureichend verpflegten und durch die vorhergehenden Märsche bereits hart mitgenommenen preußischen Infanterie vorzeitig versagen.

Bei Torgau**) erfolgen die Angriffe des Königs und Zietens auf die beiden Fronten der österreichischen Stellung nicht gleichzeitig und scheitern anfänglich völlig. Bei Gravelotte—St. Privat gelingt es nicht, den Angriff der Ersten und Zweiten deutschen Armee in Einklang zu bringen. Bei der Zweiten Armee fehlt die Einheitlichkeit zwischen dem Frontalangriff durch die Garde und dem umfassenden Vorgehen der Sachsen. Der Frontalangriff der Garde in sich erfolgt ebenfalls nicht einheitlich, die 4. und 1. Garde-Infanterie-Brigade treten nacheinander ins Gefecht und ziehen eine nach der andern die ganze Gewalt des feindlichen Feuers auf sich.

Die Reibungen, die der Kampf zeitigt, wachsen naturgemäß mit der Größe der fechtenden Massen, und ihre Einwirkungen pflanzen sich dementsprechend fort. Sie werden nur dort überwunden, wo der entschlossene Wille besteht, um jeden Preis zu siegen.

Anders hinter der Front des Heeres. Hier vermag solch sieghafter Wille oft nur wenig. Die Schwierigkeiten des Nachschubs an Verpflegung und Munition türmen sich häufig zu einer Höhe an, daß die Kriegsmaschine nicht mehr ohne Reibung arbeitet. Mangelnde Ertragsfähigkeit des Kriegsschauplatzes hat schon häufig die besten Entwürfe zum Scheitern gebracht, und mancher Festungsangriff ist wegen fehlender Munition zum Stehen gekommen.

Lassen sich bei richtigem Vorausdenken der Führung solche Schwierigkeiten immerhin noch zum Teil überwinden oder doch einschränken, so ist alle Voraussicht und aller Scharfsinn des Menschen bloßen Zufälligkeiten gegenüber machtlos. Zu solchen Zu-

*) S. 26.
**) S. 13.

fälligkeiten rechnet Clausewitz u. a. das Wetter. Schlechte und plötzlich wechselnde Witterung, Schneefall, Glatteis und vor allem Nebel machen jede Berechnung zuschanden. Anbau, Bewachsung und Bodenverhältnisse, überhaupt die Gestaltung des Geländes bilden Faktoren, die wohl in ihrer allgemeinen Bedeutung, nicht aber in ihrer Einwirkung in jedem besonderen Fall gebührend eingeschätzt werden können.

Damit wächst die Zahl der Reibungen bis ins Unendliche. „Man wird sie theoretisch nie ganz kennen lernen, und könnte man es, so würde jene Übung des Urteils immer noch fehlen, die man Takt nennt, und die allemal in einem Felde voll unendlich kleiner und mannigfaltiger Gegenstände nötiger ist als in großen, entscheidenden Fällen, wo man mit sich und andern Konzilium hält. So wie den Weltmann nur der fast zur Gewohnheit gewordene Takt seines Urteils immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läßt, so wird nur der kriegserfahrene Offizier bei großen und kleinen Vorfällen, man möchte sagen, bei jedem Pulsschlage des Krieges immer passend entscheiden und bestimmen. Durch diese Erfahrung und Übung kommt ihm der Gedanke von selbst: das eine geht, das andre nicht."*)

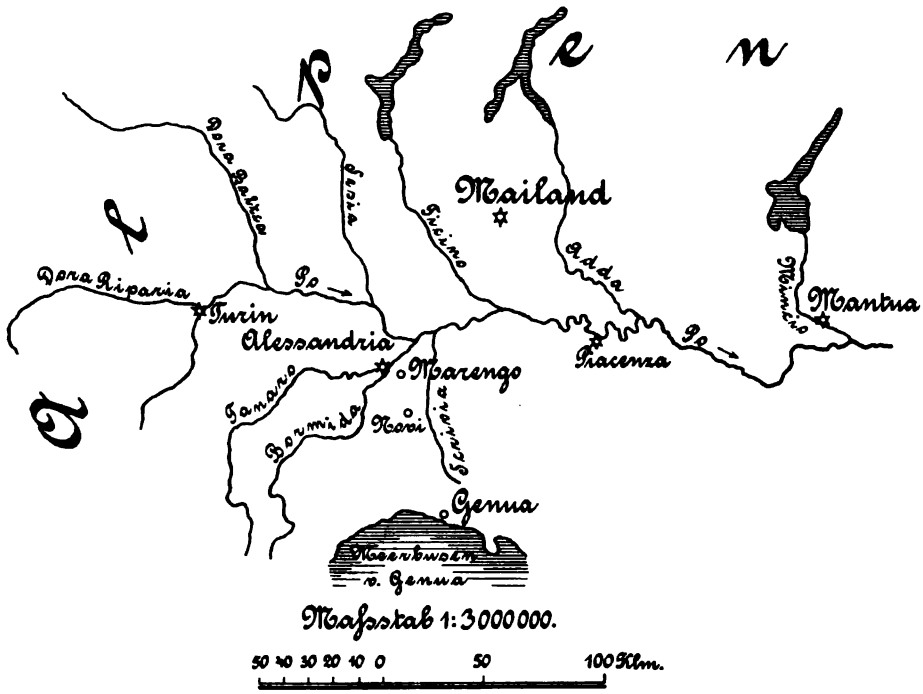
IV. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit.

„Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit; drei Viertelle derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit. Hier also zuerst wird ein feiner, durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen." Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Napoleon soll einst, als seine Generale ihn bewundernd fragten, wie er die Absichten des Feindes stets so richtig hätte erraten können, oder ob seine Maßnahmen auf sicheren Nachrichten begründet gewesen seien, geantwortet haben: „Durchaus nicht, ich kannte die großen Fehler, die ich bestraft habe, nicht vorher, ich habe nur auf der Karte gebrütet."**) Also nicht die Begabung eines Sehers war es, die ihm zu seinen Erfolgen verhalf, sondern die des Feldherrn, der in ständiger Gedankenarbeit auf der Karte sich zur Klarheit durchringt, und dem es gegeben ist, „mit dem Takte seines Urteils die Wahrheit herauszufühlen". Er selbst hat freilich geflissentlich dazu beigetragen, der Mit- und Nachwelt glauben zu machen, daß ihm Sehergabe eigen gewesen sei. So berichtet sein Sekretär Bourrienne, der erste Konsul habe ihm bereits im März 1800 auf der Karte die Stelle gewiesen, wo er am 14. Juni dieses Jahres bei Marengo die Österreicher schlug, und Segur behauptet, Napoleon habe

*) Vom Kriege. I. Buch, 7. Kap.
**) Nach Matthieu-Dumas, zitiert bei Pierron, a. a. O.

am 13. August 1805 im Lager von Boulogne seinem Generalintendanten Daru den Verlauf des ganzen Feldzuges gegen Österreich im voraus angegeben bis auf die Tage des Einmarsches in München und Wien. Der Kaiser selbst schreibt am 12. Oktober 1806 bei seinem an der Saale abwärts erfolgenden Vormarsch an den Fürsten Talleyrand: „Die Operationen verlaufen hier ganz so, wie ich es vor zwei Monaten in Paris vorausberechnet habe, Marsch für Marsch, fast Ereignis für Ereignis, ich habe mich in nichts geirrt.“*) Tatsächlich aber ist Napoleon in der Schlacht bei Marengo von den Österreichern überrascht worden, schon der erste Teil des Feldzuges 1805, die Episode von Ulm, verlief völlig gegen seine Erwartungen, und 1806 befand

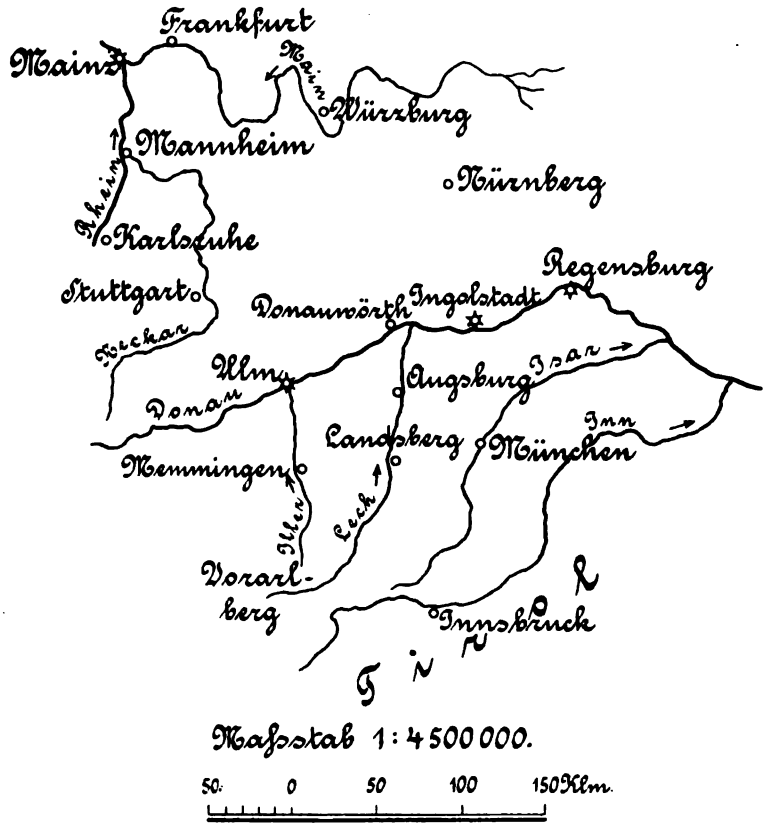


er sich nicht nur, als er jene Zeilen an Talleyrand richtete, in Unklarheit über den Gegner, sondern diese hielt noch zwei Tage später an, als bereits die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt geschlagen war. Sonach hat Napoleon gerade seine größten Erfolge „im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit“ davongetragen.

Im Jahre 1800 hatte Napoleon nach vollzogenem Alpenübergange sich mit der Reserve-Armee zunächst nach Mailand gewandt und dadurch die österreichischen Hauptkräfte, die sich bei Alessandria sammelten, ihrer Verbindungen mit dem Mincio völlig beraubt. Er rechnete damit, daß sie sich entweder gewaltsam den Weg dorthin bahnen

*) Corresp. XIII, 10989.

oder, die französische Armee nördlich umgehend, nach dem linken Poufer abrücken würden. Als sich dann Napoleon von Mailand nach Südwesten in Marsch setzte und am 12. Juni den Feind zwischen Scrivia, Bormida und Tanaro nicht antraf, glaubte er an einen Abmarsch der Österreicher über Novi nach Genua und entsandte 5000 Mann unter Desaix in dieser Richtung. So verfügte der erste Konsul über noch nicht 23 000 Mann, als am 14. Juni die Österreicher mit fast 29 000 von Alessandria über die Bormida vorbrachen und ihm eine entschiedene Niederlage bereiteten, die nur durch das rechtzeitige Eintreffen der Division Desaix, die bei Beginn des Kampfes zurückgerufen worden war, nachträglich in den Sieg von Marengo umgewandelt wurde.



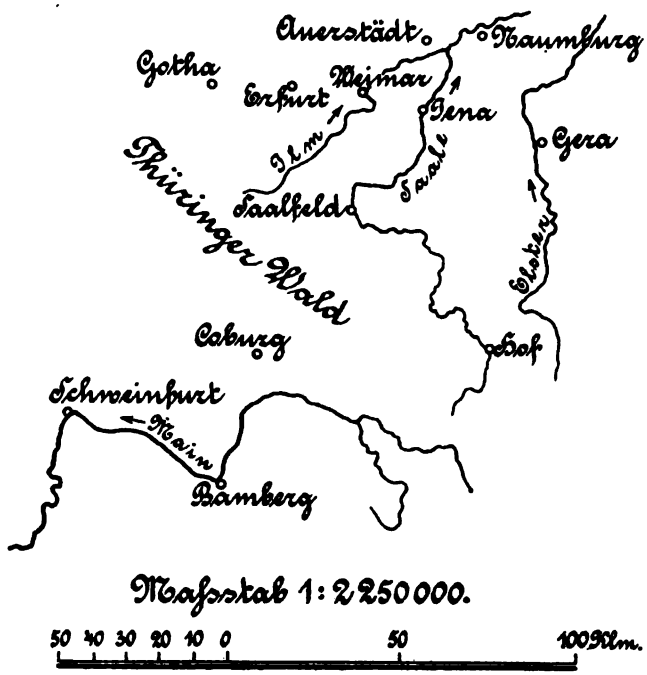
Bei dem Vormarsch der französischen Armee vom Neckar und Main gegen die Donau wußte Napoleon den Gegner in einer Stellung hinter der Iller mit dem rechten Flügel an Ulm gelehnt. Er rechnete fortwährend mit einem feindlichen Gegenstoße auf dem nördlichen Donauufer, denn unmöglich konnte er annehmen, daß der

Feind sich ohne weiteres seiner Verbindungen berauben lassen würde. Als die Österreicher nichts unternahmen, und es den Franzosen gelungen war, ohne wesentliche Schwierigkeiten die Donaustrecke Donauwörth—Ingolstadt zwischen dem 7. und 9. Oktober zu überschreiten, ergab sich die Notwendigkeit, die Armee am Lech in zwei Fronten gegen Iller und Isar zu entwickeln, denn der Kaiser befand sich bis zum 12. Oktober in vollständiger Ungewißheit sowohl über den Verbleib der österreichischen Armee als über den Anmarsch ihrer russischen Bundesgenossen vom Inn her, dem täglich entgegengesehen werden mußte. Napoleon rechnete anfänglich mit einem Versuch der Österreicher, sei es über Augsburg, sei es über Landsberg durchzubrechen, und als ein solcher nicht stattfand, mit ihrem Abmarsch nach Vorarlberg oder Tirol. Als er dann die Gewißheit erlangte, daß ein Eingreifen der Russen für die nächste Zeit noch nicht zu erwarten war, setzte er seine Hauptkräfte gegen die Österreicher in Marsch, die er nunmehr in einer Stellung hinter der Iller zwischen Memmingen und Ulm, Front gegen Osten, annahm. Erst am 12. Oktober klärte sich durch ein am 11. auf dem linken Donauufer vor Ulm stattgehabtes Gefecht die Lage dahin, daß die Masse der österreichischen Armee noch bei Ulm selbst versammelt angenommen werden konnte, und jetzt wurden alle auf dem linken Lechufer verfügbaren Streitkräfte dorthin in Bewegung gesetzt.

Als Napoleon im Jahre 1806 seine Armee vom oberen Main her, im allgemeinen dem Laufe der Saale folgend, in Marsch setzte, wußte er nur, daß sich stärkere Kräfte des Gegners bei Naumburg, Erfurt, Weimar und Gotha befanden, und daß eine feindliche Abteilung aller Waffen bei Hof stand. Während des Vormarsches schien zeitweilig ein Linksabmarsch des Gegners von der Saale über die Elster an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, umsomehr, da ein solcher bei der Bedrohung der Verbindungen durch die Richtung des französischen Vormarsches durchaus natürlich gewesen wäre. Der Kaiser beschloß daher, seine Armee in der Richtung auf Gera zu vereinigen. Als dann aber die eingehenden Nachrichten es als glaubhaft erscheinen ließen, daß die feindliche Hauptmacht noch bei Erfurt stehe, ließ Napoleon am 12. Oktober die Armee gegen die Hochfläche zwischen Ilm und Saale links einschwenken. Die von ihm nicht erwartete Anwesenheit stärkerer feindlicher Kräfte bei Jena veranlaßte ihn alsdann, zur Unterstützung des daselbst eingetroffenen Korps Lannes weitere Teile seiner Armee dorthin zu ziehen, und er befestigte sich in dem Glauben, daß er auf den Höhen des linken Saaleufers bei Jena die vereinigte preußisch-sächsische Armee vor sich habe. Diese auch wähnte er am 14. Oktober geschlagen zu haben, während ihm tatsächlich nur 38 000 Mann der Armeeabteilung des Fürsten Hohenlohe und das 15 000 Mann starke Korps des Generals Rüchel gegenübergestanden hatten. Von dem gleichzeitigen Siege des auf dem rechten französischen Flügel über Naumburg vorgehenden III. Korps Davout über die 50 000 Mann starke preußische Hauptarmee bei Auerstädt erfuhr der Kaiser erst am 15. Oktober im Laufe des Vormittags.

Sonach ist dieser glänzende Erfolg unter gänzlicher Unklarheit der Verhältnisse errungen worden.

Nicht anders lagen die Dinge mehrfach vor den großen Entscheidungen für Moltke.



Am Tage vor Königgrätz wurde im Großen Hauptquartier Gitschin angenommen, daß die Österreicher sich hinter der Elbe in Stellung befänden, mit ihren Flügeln an Josephstadt und Königgrätz gelehnt, während sie tatsächlich noch vorwärts der Elbe zwischen Bistritz und Trotina lagerten. Erst die im Laufe des 2. Juli bei der Zweiten Armee einlaufenden Meldungen ergaben mit Sicherheit die Anwesenheit starker Kräfte der Österreicher auf dem rechten Elbufer, immer noch aber blieb es zweifelhaft, ob man hier ihre gesamte Armee oder nur Teile von ihr vor sich habe.

Die Ungewißheit über den Verbleib der französischen Rhein-Armee während des 15. August 1870, bis der am 16. entbrannte Kampf darüber Klarheit schaffte, wurde schon erwähnt.*) Am 17. ging dann die Fühlung mit den Franzosen vor der Mitte und dem linken Flügel der Deutschen verloren, und am 18. früh herrschte bei der Zweiten Armee die Meinung vor, daß der Feind bereits über die Orne in nordwestlicher Richtung abgezogen sei, und nur noch zurückbefindliche Teile der Franzosen auf

*) S. 49.

den Höhen zwischen Mance- und Chateltal lagerten. Erst der verlustreiche Kampf, in den zuerst das IX. Armeekorps verwickelt wurde, belehrte das Oberkommando, daß die ganze Armee Bazaines auf diesen Höhen eine Schlachtstellung bezogen hatte.

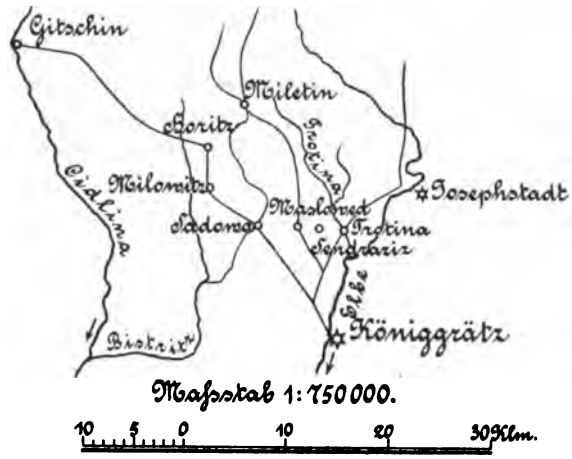
Wenn sonach das Handeln im Kriege sich fortgesetzt im ungewissen vollzieht, wenn gerade die wichtigsten Entscheidungen von jeher auf sehr unsichere Grundlagen hin getroffen wurden, so wäre es doch grundfalsch, wenn man in den erfochtenen Siegen lediglich das Walten eines blinden Zufalls erblicken wollte. Nicht Glück im landläufigen Sinne ist es, das hier im Spiele war, sondern Glück in der Auffassung, der Moltke Ausdruck gibt, wenn er sagt: „Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige."*) In seiner maßvollen Art und in der ihm eigentümlichen Bescheidenheit spricht der Feldmarschall hier nur von einem „Tüchtigen", und doch ist es weit mehr als bloße Tüchtigkeit, wie sie gewöhnlich verstanden wird, die hier in Frage kommt. „Es mag ein gewöhnlicher Verstand die Wahrheit einmal durch Zufall treffen, ein ungewöhnlicher Mut mag das Verfehlen ein andermal ausgleichen, aber die Mehrheit der Fälle, der Durchschnittserfolg wird den fehlenden Verstand immer an den Tag bringen."**) Mit diesen Worten drückt Clausewitz aus, daß es nur mit Hilfe hochentwickelter Verstandeskräfte möglich ist, so günstige operative Lagen zu schaffen, daß in ihnen bereits eine gewisse Gewähr des Erfolges liegt.

Selbst wenn bei Marengo der anfängliche Mißerfolg Napoleons nicht nachträglich in sein volles Gegenteil verwandelt worden wäre, hätte die österreichische Armee, ihrer Verbindungen beraubt, wie sie war, mit ihrem Siege nicht viel anfangen können; höchstens Trümmer von ihr wären hinter den Mincio gelangt. In ähnlicher Weise glich im Feldzuge von Ulm die Gefährdung der feindlichen Verbindungen die Unsicherheit aus, in der sich Napoleon mehrere Tage hindurch über seinen Gegner befand. Der Erfolg der Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806, unter so falschen Voraussetzungen sie auch von den Franzosen durchgekämpft wurde, findet gleichfalls seine Begründung wesentlich dadurch, daß die preußisch-sächsische Armee in einer überaus ungünstigen strategischen Lage betroffen wurde. Königgrätz wurde durch die entschlossene Ausnutzung einer sich wider Erwarten bietenden günstigen Lage gewonnen, die Größe des Erfolges aber war begründet durch die vorausgegangenen glücklichen operativen Anordnungen Moltkes. Es war eine vorzeitige Zusammenziehung der drei preußischen Armeen vermieden worden, so daß sie beweglich und den verschiedensten Möglichkeiten gewachsen blieben. Die Ungewißheit der Metzer Tage aber blieb ohne dauernden Nachteil für die Deutschen, weil ihrem taktischen Handeln ebenfalls die Gunst der strategischen Lage gegenüber einem am 16. August in seinen Verbindungen schwer bedrohten und am 18. dieser schon beraubten Gegner zu Hilfe kam.

*) Taktisch-strategische Aufsätze. S. 292. Aufsatz über Strategie.
**) Vom Kriege I, 3. Kap.

Gewiß, die hervorragenden Leistungen der Truppen sind in allen diesen Fällen der Heeresleitung eine mächtige Hilfe gewesen, die Taktik ist unter Napoleon wie unter Moltke „für die Strategie eingetreten“,*) die Waffen des Siegers sind vom Glücke begleitet gewesen, aber nicht von einem blinden, unverdienten Glücke.

Kein Feldherr wird aufs Geratewohl ohne hinreichende Unterlagen, ohne eine allgemeine Kenntnis von der Aufstellung des Gegners und ohne sich eine annähernde Vorstellung von dessen Absichten gebildet zu haben, zu Werke gehen, aber er wird sich sagen müssen, daß es falsch, weil vergeblich wäre, im Kriege eine völlige Klärung der Lage abwarten zu wollen. Er wird sich dessen bewußt sein, daß die wichtigsten Entschlüsse meistens im „Nebel der Ungewißheit“ gefaßt werden müssen. Hätten jene



großen Feldherren bei Marengo, Ulm, Jena und Königgrätz solche völlige Klärung der Lage abwarten wollen, sie würden die geeignetsten Augenblicke zum Handeln versäumt haben, und die Kriegsgeschichte würde gerade die glänzendsten Tage nicht zu verzeichnen haben.

Zu dem häufigen Fehlen fast aller Nachrichten tritt die Unzuverlässigkeit der einlaufenden als ein weiterer erschwerender Umstand hinzu, „denn daß man nur sicheren Nachrichten trauen solle, daß man das Mißtrauen nie von sich lassen müsse, steht wohl in allen Büchern, ist aber ein elender Büchertrost und gehört zu der Weisheit, zu welcher System- und Kompendienschreiber in Ermangelung von etwas Besserem ihre Zuflucht nehmen.

Ein großer Teil der Nachrichten, die man im Kriege bekommt, ist widersprechend, ein noch größerer ist falsch und bei weitem der größte einer ziemlichen Ungewißheit unterworfen. Was man hier vom Offizier fordern kann, ist ein

*) Ausdruck Moltkes in der Geschichte des Feldzuges 1859 in Italien vom Gr. Generalstabe.

gewisses Unterscheiden, das nur Sach- und Menschenkenntnis und Urteil geben können. Das Gesetz des Wahrscheinlichen muß ihn leiten. Diese Schwierigkeit ist nicht unbedeutend bei den ersten Entwürfen, die auf dem Zimmer und noch außerhalb der eigentlichen Kriegssphäre gemacht werden, aber unendlich größer ist sie da, wo im Getümmel des Krieges selbst eine Nachricht die andere drängt. . . . . Die meisten Nachrichten sind falsch, und die Furchtsamkeit der Menschen wird zur neuen Kraft der Lüge und Unwahrheit. In der Regel ist jeder geneigt, das Schlimme eher zu glauben als das Gute; jeder ist geneigt, das Schlimme etwas zu vergrößern, und die Gefährlichkeiten, welche auf diese Weise berichtet werden, obgleich sie wie die Wellen des Meeres in sich selbst zusammensinken, kehren doch wie jene ohne sichtbare Veranlassung immer von neuem zurück. Fest im Vertrauen auf sein besseres inneres Wissen muß der Führer dastehen wie der Fels, an dem die Welle sich bricht. Die Rolle ist nicht leicht; wer nicht von Natur mit leichtem Blute begabt oder durch kriegerische Erfahrungen geübt und im Urteil gestärkt ist, mag es sich eine Regel sein lassen, sich gewaltsam, d. h. gegen das innere Niveau seiner eigenen Überzeugung, von der Seite der Befürchtungen ab auf die Seite der Hoffnungen hinzuneigen; er wird nur dadurch das wahre Gleichgewicht erhalten können. . . . . Gewöhnliche Menschen, die fremden Eingebungen folgen, werden daher meistens an Ort und Stelle unschlüssig, sie glauben, die Umstände anders gefunden zu haben, als sie solche vorausgesetzt hatten, und zwar umsomehr, da sie auch hier sich wieder fremden Eingebungen überlassen. Aber auch der, welcher selbst entwarf und jetzt mit eigenen Augen sieht, wird leicht an seiner vorigen Meinung irre. Festes Vertrauen zu sich selbst muß ihn gegen den scheinbaren Drang des Augenblicks wappnen."*)

Ähnlich sagt Moltke, daß im Kriege vom Beginn der Operationen an alles unsicher sei, außer was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich selber trage.**) Sonach ist das Wollen in der eigenen Brust, die Initiative, das einzige Mittel, die Nebel der Ungewißheit zu zerstreuen, die Kriegshandlung zu beherrschen. Das Gefühl für diese Macht der Initiative ist in jedem großen Führer lebendig gewesen. Auf ihr „stolzes Vorrecht" fußend, zog König Friedrich 1756 das Schwert, schritt er im Jahre darauf zu jenem großen Einfall in Böhmen, der größten Kriegstat seiner Zeit. Napoleons Feldherrntum ist durchdrungen von dem Bestreben, dem Feinde das Gesetz zu geben, in seiner ganzen kriegerischen Laufbahn aber tritt das kaum schärfer hervor, als in den Regensburger Tagen des Jahres 1809 und in den Schlägen, die er im Februar 1814 gegen die Schlesische Armee führte. Das eine Mal wandelt er eine überaus ungünstige, das andere Mal eine fast verzweifelte Lage in ihr volles Gegenteil.

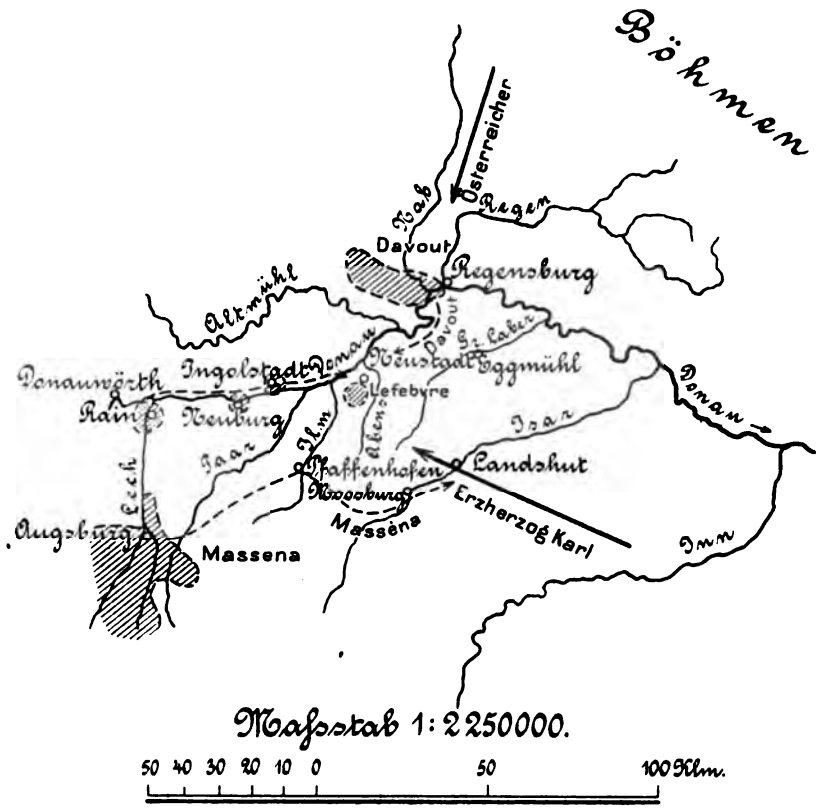
Als der Kaiser in der Frühe des 17. April 1809 auf dem Kriegsschauplatze an der Donau eintraf, gewann er folgendes Bild der Lage: Von seiner Armee befanden

---

*) Vom Kriege. I. Buch, 6. Kap.

**) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 292, Über Strategie.

sich 63 000 Mann unter dem Marschall Davout bei Regensburg, wohin von Böhmen her stärkere österreichische Kräfte im Anmarsch waren, 30 000 Bayern unter dem Marschall Lefebvre waren vor feindlicher Überlegenheit von der Isar hinter die Abens zurückgewichen, 64 000 Mann unter dem Marschall Massena standen um Augsburg, weitere 20 000 Mann waren an der Donau zwischen Donauwörth und Ingolstadt verteilt. Anfänglich war Napoleon völlig im ungewissen, wo er die feind-



lichen Hauptkräfte zu vermuten habe, und mehr geneigt, sie auf dem nördlichen Donauufer im Vorgehen von Böhmen anzunehmen. In jedem Falle galt es, zunächst die Armee aus ihrer gefährlichen Zersplitterung zu befreien, und der Kaiser handelte unverzüglich. Er befahl das Vorgehen seines rechten Flügels unter Massena in der Richtung auf Pfaffenhofen an der Ilm, das Zurückgehen seines linken unter Davout auf dem rechten Donauufer bis in die Gegend von Neustadt und die Bildung einer Mitte der Armee aus den Bayern und den zwischen Ingolstadt und Donauwörth verfügbaren Heeresteilen hinter der unteren Abens.

An diesen Anordnungen hielt er im ganzen auch dann noch fest, als es im Laufe des Tages den Anschein gewann, daß südlich der Donau vom Inn her über Landshut an der Isar die österreichischen Hauptkräfte*) unter dem Erzherzog Karl und von Böhmen her nur Teile des Gegners**) vorgegangen seien. Bezweckten Napoleons Anordnungen, wie es nicht anders sein konnte, zuerst nur ein Zusammenziehen der Armee mehr im Sinne der Abwehr, so erkannte er, als die Hauptmacht des Gegners südlich Regensburg angenommen werden konnte, sofort die Möglichkeit, die Lage in seiner gewohnten Weise für den Gegner vernichtend zu gestalten. Er wies die Marschälle Davout und Lefebvre zum Zusammenhandeln an und gab der Armeeabteilung Massena die Richtung über Pfaffenhofen, Moosburg auf Landshut gegen den Rücken des Feindes. Dem Kaiser war die Aufstellung des Feindes im einzelnen durchaus nicht bekannt, aber er zögerte nicht, die Initiative zu ergreifen.

Verworren genug hatte er die Lage am Morgen des 17. vorgefunden, in rastloser Gedankenarbeit sich dann aber bis zum Abend dieses Tages zu der ruhigen Klarheit durchgerungen, mit der er dem Könige von Württemberg seinen Entschluß mit den Worten ankündigt: „Ich werde mich morgen ohne Zögern in Marsch setzen und den Feind angreifen.“***)

Die weltbeherrschende Macht Napoleons wurde in der Leipziger Schlacht endgültig gebrochen. Im Jahre 1814 auf französischem Boden focht er nur noch für die Rettung seiner Hauptstadt und für den Besitz des Thrones. Diese Aufgabe hatte er gegen eine vielfache Übermacht mit einer Streiterzahl zu lösen, welche diejenige eines heutigen Armeekorps nur wenig überstieg. Er gebot nicht mehr wie einst über ein Heer von Hunderttausenden.

Am 1. Februar hatte er bei La Rothiere dem Drucke der verbündeten Armeen weichen müssen und war mit etwa 20 000 Mann auf Troyes zurückgegangen, wo er sich wieder auf 40 000 Mann verstärkte, während der Marschall Marmont mit einigen tausend Mann auf dem rechten Ufer der Aube abwärts ging und bei Arcis zur Deckung der linken Flanke des Kaisers Aufstellung nahm. Die Verbündeten teilten freiwillig ihre zwischen Aube und Seine verfügbare Macht von nahezu 150 000 Mann, indem die Hauptarmee unter Schwarzenberg eine überaus lässige Verfolgung des Gegners auf Troyes einleitete, während Blücher mit einigen 20 000 Mann russischer Truppen der Schlesischen Armee (dem Armeekorps des Generals v. Sacken und einer Infanterie-Division unter General Olsufiew), die bei La Rothiere gefochten hatten, die Vereinigung mit seinen übrigen Korps, denjenigen der Generale v. Yorck, v. Kleist und Kapzewitsch an der Marne erstrebte.

---

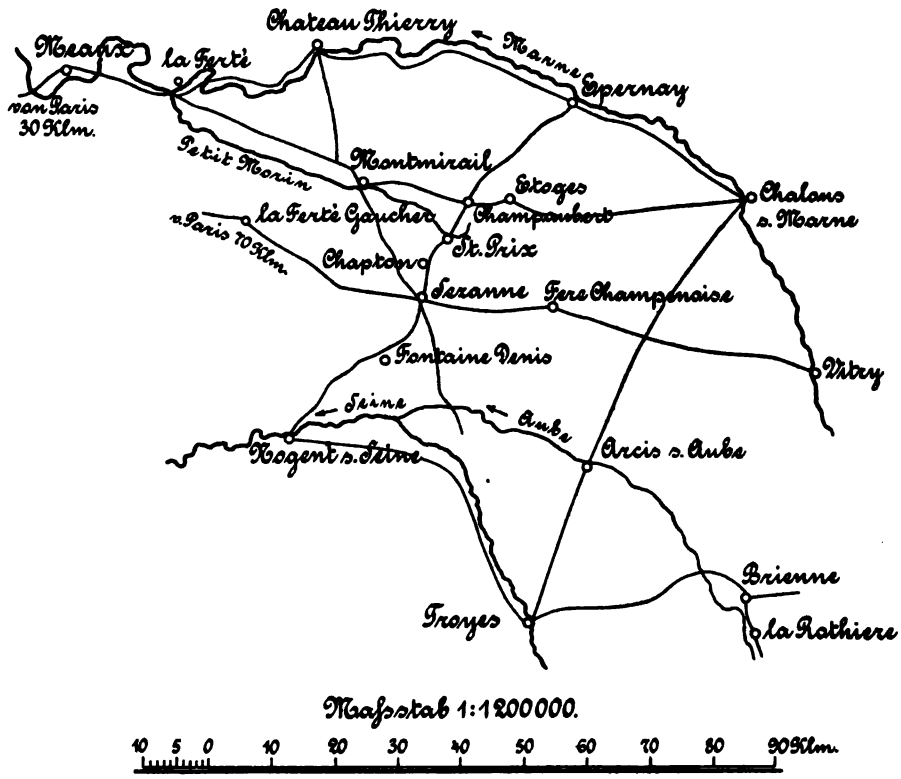
*) Sie zählten 125 000 Mann.

**) Es waren zwei Armeekorps mit zusammen 48 000 Mann.

***) Corresp. XVIII, 15 061.

Hier wich in den ersten Februartagen der Marschall Macdonald, der über 10 000 Mann verfügte, vor dem etwa 16 000 Mann starken Yorck über Chalons zurück.

Am 4. Februar erhielt Napoleon in Troyes die ersten Meldungen Marmonts aus Arcis, die erkennen ließen, daß feindliche Kräfte, welche mit Sicherheit als zur Schlesischen Armee gehörend bezeichnet wurden, die Richtung nach der Marne eingeschlagen hätten. Bei Marmonts Schwäche war dadurch die linke Flanke der bei Troyes befindlichen französischen Hauptmacht und deren Verbindung mit Paris ernstlich



gefährdet, und der Kaiser befahl dem Marschall, auf Nogent s. Seine zurückzugehen. Die bei Troyes befindlichen Truppen folgten dorthin im Laufe des 6. und 7. Februar. Am 6. hatte der zuerst von Arcis s. Aube bei Nogent eingetroffene Marmont gemeldet, die Schlesische Armee marschiere in mehreren Kolonnen in breiter Front über Montmirail und La Ferté Gaucher der Marne zu. Der Marschall machte geltend, daß hier ein Erfolg zu erzielen sein würde, falls der Kaiser sich entschließen könne, 12 000 bis 15 000 Mann rasch über Sezanne in den Rücken dieses offenbar völlig sorglosen und von seiner Hauptmacht getrennten Gegners zu werfen.

Den Gedanken Marmonts griff Napoleon auf. Nach seinem Eintreffen in Nogent am 7. Februar befahl er dem Marschall, mit seinen 6000 Mann nach Fontaine Denis abzurücken, eine Avantgarde nach Sezanne vorzuschieben und dann von dort aus Kavallerie auf Fere Champenoise, Champaubert und Montmirail vorzutreiben. Waren diese Anordnungen zunächst nur im Sinne der Vorschläge Marmonts getroffen, so reifte noch im Laufe des 7. Februar bei Napoleon der Gedanke, dem Vorstoße nach Norden einen größeren Nachdruck zu geben. Er ließ Marmont schreiben: „Ich denke, mich je nach den Nachrichten, die ich erhalten werde, morgen bei Tagesanbruch mit 6000 Mann der Garde-Kavallerie und 10 000 Mann Infanterie der Alten Garde in Marsch zu setzen, aber, da ich nicht gern eine falsche Bewegung machen möchte, muß ich bestimmte Nachrichten durch Sie aus Sezanne erhalten.“*)

Mehr eine Mahnung für Marmont, bald eine größere Klärung der Lage zu schaffen, enthalten jedoch diese Worte, als die ausgesprochene Absicht, zu warten, bis diese Klärung gewonnen ist. Hätte der Kaiser das getan, um völlig sicher zu gehen, er hätte die günstigste Zeit zum Handeln darüber verloren. Bereits in der Nacht zum 8., ehe noch weitere Meldungen Marmonts eingegangen sein konnten, entschloß er sich, mit im ganzen 30 000 Mann einen Erfolg gegen die Schlesische Armee zu suchen, während 40 000 Mann zur Deckung von Paris gegen die verbündete Hauptarmee an der Seine zurückblieben. Bereits am 7. abends schreibt Napoleon: „Ich habe noch keine weiteren Nachrichten vom Herzog von Ragusa (Marmont), aber ich werde dem Feinde erhobenen Armes zu Leibe gehen und gegen seine Verbindungen vorstoßen.“**)

Es ist wohl zu beachten, daß dieser Entschluß gefaßt wurde auf Nachrichten hin, die im Grunde doch nur sehr unbestimter Natur waren. Der Kaiser wußte, daß Macdonald vor überlegenen Kräften marneabwärts zurückwich. Es waren Teile der Schlesischen Armee zwischen Marne un Aube im Vormarsch auf Paris gemeldet, im übrigen aber herrschte völlige Unklarheit. Dazu kam, daß jeder falsche Schritt in Napoleons Lage ihm den Untergang bringen konnte, und daß sich in den nächsten Tagen erneut von Troyes her der Druck der verbündeten Hauptarmee geltend machen mußte. Trotzdem erhob sich Napoleon zu dem Entschluß eines Vorgehens über Sezanne, selbst auf die Gefahr hin, einen Luftstoß zu tun. Er fühlte instinktiv, daß hier der Erfolg demjenigen werden müsse, der es verstand, sich die Vorhand zu wahren. Man muß sich das Dunkel, das hier den Feldherrn umgab, vergegenwärtigen, um die ganze Kühnheit seines Entschlusses würdigen zu können. Wie stets der Kühne im Kriege, so sollte auch er dafür belohnt werden, daß er nicht gewartet hatte, bis alle Nebel, die ihn umgaben, sich zerstreut hatten. Die in der Nacht vom 7. zum 8. Februar eingehenden Meldungen Marmonts sprachen von dem erbärmlichen

*) Corresp. XXVII. 21 203.
**) Corresp. XXVII. 21 205.

Zustande der Wege, sie sprachen von feindlicher Kavallerie, die in der Gegend von Sezanne gesehen sein sollte, aber Klarheit über die Lage verbreiteten sie nicht.

Am 8. gelangte Marmont in die Gegend nördlich Sezanne, von wo eine Kosakenabteilung von seiner Kavallerie vertrieben wurde. Der Marschall gewann die Ansicht, daß die Schlesische Armee über Epernay marneabwärts vorgehe; wenn er über Champaubert vorstieße, könne er dem Feinde viel Schaden zufügen. Am Abend des 8. meldete er aus Chapton, daß gestern, am 7., russische Kavallerie in Montmirail, Infanterie in Champaubert gewesen sei. Es schien sonach das Korps von Sacken die südlich der Marne führende, sogenannte Kleine Pariser Straße zu benutzen. Der Übergang über den Petit Morin bei St. Prix befand sich bereits in Marmonts Händen. Er wiederholte seinen Vorschlag eines Vorstoßes in dieser Richtung.

Am 9. Februar gelangten die hinter Marmont aufschließenden Verstärkungen Napoleons mit ihrer Spitze bis über Sezanne hinaus. Der Kaiser selbst brach am Nachmittage dorthin auf. Bevor er Nogent verließ, teilte er nach Paris mit, daß er sich mit 30 000 Mann in den Rücken der von ihm auf 45 000 Mann geschätzten Schlesischen Armee*) werfe und sie binnen weniger Tage entscheidend geschlagen zu haben hoffe.

Sonach erweitert er den ursprünglichen Gedanken Marmonts, der nur darauf ausgegangen war, dem Feinde „Schaden zuzufügen", dahin, einen vernichtenden Schlag gegen ihn zu führen. Noch wußte Napoleon nicht, wo sich die einzelnen Korps der Schlesischen Armee befanden, noch nicht, ob er seinen Stoß über Champaubert oder über Montmirail zu führen haben würde, aber an seinem Vorhaben hielt er fest, wohl wissend, daß die Nebendinge der Ausführung sich dem festen Entschlusse unterordnen, und auf die Kraft vertrauend, die solchem Entschlusse an sich schon innewohnt.

Dieses Vertrauen verließ den Kaiser auch nicht, als er am 9. Februar abends bei seinem Eintreffen in Sezanne erfuhr, daß Marmont, der doch den Gedanken eines Vorstoßes gegen die Schlesische Armee zuerst angeregt hatte, das Unternehmen als nicht mehr erfolgverheißend bezeichnete. Der Marschall war überzeugt, daß die über Champaubert—Montmirail marschierende feindliche Kolonne jetzt bereits zu weit nach Westen vorgerückt sei, als daß ein Vorstoß nach dem einen oder anderen dieser Orte sie noch vereinzelt treffen würde. Man müsse darauf gefaßt sein, daß der Feind infolge des Erscheinens französischer Truppen in seiner Flanke jetzt versammelt sei. Das Vorgehen auf Sezanne habe immerhin den Erfolg gehabt, die Bewegungen des Feindes zu verlangsamen. Nach den letzten Nachrichten folge russische Infanterie unter General Olsufiew dem Armeekorps des Generals v. Sacken über Champaubert, wo sie gestern, am 8., angetroffen worden sei. Der Vorstoß nach Norden käme jetzt um 24 Stunden zu spät.**)

*) Sie war damals um etwa 10 000 Mann stärker.

**) Denkwürdigkeiten Marmonts, Bd. VI.

Von dieser Auffassung durchdrungen, hatte der Marschall bereits selbständig eine Rückwärtsbewegung seiner Truppen vom Petit Morin auf Sezanne angeordnet, weil er glaubte, es bliebe dem Kaiser jetzt nichts anderes übrig, als sofort von Sezanne westwärts über La Ferté Gaucher abzurücken, um sich an der Marne mit Macdonald zu vereinigen und sich dem Vormarsch der Schlesischen Armee auf Paris bei Meaux vorzulegen.

Statt diesen Bedenken seines Marschalls Gehör zu schenken, ordnete der Kaiser bei seinem Eintreffen in Sezanne an, daß Marmont noch in der Nacht zum 10. Februar die gestrige Stellung am Petit Morin und insonderheit den Übergang von St. Prix wieder zu besetzen und am 10. die Russen bei Champaubert unverzüglich anzugreifen habe.

Es offenbart sich hier der Gegensatz zwischen der rechnenden Klugheit eines tüchtigen Führers, wie es Marmont ohne Zweifel war, und der Initiative eines großen Feldherrn. Napoleon legt sich jetzt nicht mehr die Frage vor, was der Feind im einzelnen zu tun vermag, wie weit er bereits nach Westen vorgerückt sein kann, ob man ihn versammelt antreffen wird oder nicht. Er geht geradeswegs auf Champaubert vor, wissend, daß er damit dem Feinde das Gesetz gibt, denn auch, wenn dieser bereits Montmirail durchschritten hatte, war es kein Stoß ins Leere. Der Gegner mußte sich zurückwenden, um sich seine Verbindungen wieder gewaltsam zu öffnen.

Das Festhalten an seinem Entschlusse im Gegensatz zu Marmont sollte dem Kaiser hier die reichsten Früchte tragen. Der Feind war nicht versammelt, wie Marmont vermutet hatte, sondern in der für ihn denkbar ungünstigsten Lage.

Das natürliche Bestreben Blüchers, Macdonald zwischen die Korps von Yorck und Sacken einzukeilen, ihn von Paris und von der französischen Hauptmacht abzudrängen, hatte dahin geführt, die erwähnten beiden Korps beschleunigt vorzutreiben, ohne das Aufschließen der Korps von Kleist und Kapzewitsch, die vom Rhein im Anmarsch waren, abzuwarten. So kam es, daß am 9. Februar, als Napoleon die Durchführung der Operation von Sezanne auf Champaubert befahl, die etwa 55 000 Mann starke Schlesische Armee 60 km tief gestaffelt war. In dieser Zersplitterung von solchem Gegner angefallen, konnte ihr Schicksal nicht zweifelhaft sein. Am 10. wurden die 4000 Mann Olsufiews bei Champaubert aufgerieben, am 11. Sacken, den Yorck von Chateau Thierry her nur sehr ungenügend unterstützte, bei Montmirail geworfen, am 12. beide Generale unter schweren Verlusten über die Marne getrieben, am 14. Blücher mit den Korps von Kleist und Kapzewitsch bei Etoges geschlagen und zum Rückzuge nach Chalons genötigt.

Auf das Handeln Napoleons in diesen Februartagen des Jahres 1814 finden in vollstem Maße Moltkes Worte Anwendung: „Alle aufeinanderfolgenden Akte des Krieges sind sonach nicht prämeditierte Ausführungen, sondern spontane Akte, geleitet

durch militärischen Takt. Es kommt darauf an, in lauter Spezialfällen die in den Nebel der Ungewißheit gehüllte Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten, einen Entschluß schnell zu fassen und dann kräftig und unbeirrt durchzuführen."*) Solch unbeirrtes Durchführen des Entschlusses ist völlig verschieden von jener falschen Beharrlichkeit, die an vorgefaßten Meinungen festhält, die den unabhängigen Willen des Gegners außer acht läßt und vergißt, daß der Feldherr wohl seine großen Ziele stetig im Auge behalten soll, unbeirrt durch die Wechselfälle der Begebenheiten, sich aber zugleich dessen bewußt sein muß, daß sich die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, auf weit hinaus nie mit Sicherheit feststellen lassen.**)

Wo vorgefaßte Meinungen an leitender Stelle herrschten, ist stets das Verderben über ein Heer hereingebrochen. So über das österreichische im April 1757, weil man sich in ihm gegen die sich fortgesetzt mehrenden Anzeichen eines preußischen Einfalls in Böhmen eigenwillig verschloß, da sich einmal die Ansicht Geltung verschafft hatte, König Friedrich, umringt von Feinden, wie er war, könne gar nicht anders als in der Verteidigung bleiben. Im Jahre 1805 verbiß sich Mack auf die Stellung hinter der Iller,***) lebte sich völlig in den Gedanken ein, daß ihn Napoleon in dieser von Westen her frontal angreifen müsse, und übersah die Möglichkeit einer Umgehung seiner rechten Flanke, bis es zu spät war, dieser vorzubeugen. Im Herbst 1813 herrschte bei den Verbündeten allgemein der Glaube, Napoleon müsse, nachdem Österreich sich seinen Gegnern beigesellt hatte, wegen der seine Aufstellung rechts der mittleren Elbe flankierenden Lage Böhmens das rechte Elbufer ohne weiteres räumen, und doch hielt er dieses trotz mehrfacher Niederlagen noch bis Anfang Oktober. Im Jahre 1866 rückte die italienische Hauptarmee arglos in das Festungsviereck ein, um zunächst im Hügellande südlich des Gardasees eine Beobachtungsstellung einzunehmen. Auf italienischer Seite bestand allgemein die Auffassung, daß die österreichische Armee des Erzherzogs Albrecht, die in eben jenes Hügelland halb in die Flanke des feindlichen Anmarsches vorgerückt war, angesichts der ihr durch die italienische Nebenarmee des Generals Cialdini vom unteren Po her drohenden Umfassung unbedingt hinter die Etsch zurückweichen müsse. Zu ihrem großen Schaden verschloß sich die russische Heeresleitung im Juli 1877 längere Zeit hindurch der ihr von Westen her durch Osman Pascha drohenden Gefahr. Sie unterschätzte dessen Kräfte, wiewohl warnende Anzeichen vorlagen. Der irrtümlichen Auffassung, die bei der Zweiten deutschen Armee in den Tagen vom 15. bis 18. August 1870 über den Feind herrschte, ist bereits mehrfach gedacht worden.†)

*) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 292, Über Strategie.
**) Moltke, Taktisch-strategische Aufsätze, S. 292, Über Strategie.
***) S. 55.
†) S. 49 und 56.

Führt sonach das Beharren in vorgefaßten Meinungen zu einem Sichhinwegtäuschen über die bestehenden Schwierigkeiten, einem Sichverschließen gegen das Gebiet des Ungewissen, so ist das in noch höherem Grade der Fall, wenn man sich im Kriege von theoretischen Vorstellungen, von ein für allemal zurechtgemachten Gebilden beherrschen läßt. „Wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, darf durchaus aus den Büchern nichts mitbringen, als die Erziehung seines Geistes; bringt er fertige Ideen mit, die ihm nicht der Stoß des Augenblicks eingegeben, die er nicht aus seinem eigenen Fleisch und Blut erzeugt hat, so wirft ihm der Strom der Begebenheiten sein Gebäude nieder, ehe es fertig ist. Er wird den anderen, den Naturmenschen, niemals verständlich sein und wird gerade bei den ausgezeichnetsten unter ihnen, die selbst wissen, was sie wollen, das wenigste Vertrauen genießen.“*) Es ist das völlig natürlich, da „das Absolute, das sogenannte Mathematische in den Berechnungen der Kriegskunst nirgends einen festen Grund findet, und da gleich von vornherein ein Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück hineinkommt, welches in allen großen und kleinen Fäden seines Gewebes fortläuft und von allen Zweigen des menschlichen Tuns den Krieg dem Kartenspiel am nächsten stellt. . . . . Es gibt keine menschliche Tätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stände, als der Krieg.“**)

Darum wird niemals ein starr und unabänderlich an seinem ursprünglichen Vorhaben festhaltender Geist im Kriege bestehen, sondern nur ein beweglicher, der sich den wechselnden Lagen stets rechtzeitig anzupassen weiß. In diesem Sinne ist die Äußerung Napoleons zu verstehen, er habe niemals einen Operationsplan gehabt, und Moltkes Wort: „Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus.“***) Zu einer völligen Beherrschung des Zufalls wird man nie gelangen, wohl aber dahin, seine Wirkungen abzuschwächen, indem man seine Anordnungen so trifft, daß sie verschiedenen Möglichkeiten Rechnung tragen, wenn man sich stark fühlt, nicht passiv bleibt, sondern aktiv verfährt. Moltke gibt dem Ausdruck, wenn er sagt, wir könnten den unabhängigen Willen des Gegners beschränken, wenn wir zur Initiative fertig und entschlossen seien,†) und Napoleon, wenn er am 27. September 1805 an Bernadotte schreibt: „Quand vous recevrez cette lettre, mon armée sera sur le Neckar, forte, nombreuse et dans le cas de parer à tout,“††) sowie, wenn er am 5. Oktober 1805 bei Beginn der Operationen an Soult schreibt: „Avec cette im-

*) Band VII. Feldzug 1812. Charakteristik des Obersten v. Wolzogen.
**) Vom Kriege, I. Buch, 1. Kap.
***) Taktisch-strategische Aufsätze, S. 291, Über Strategie.
†) Ebenda.
††) Corresp. XI, 9274.

mense supériorité de forces réunies sur un espace si étroit, vous sentez que je suis dans la volonté de ne rien hazarder et d'attaquer l'ennemi, partout où il voudra tenir, avec des forces doubles . . ." *)

Nicht minder wie auf operativem Gebiet sind wir auf taktischem fortgesetzt im Kriege Überraschungen und den schwersten Täuschungen über den Feind ausgesetzt. Wenn ein so erfahrener Schlachtenlenker wie Napoleon bei den immerhin räumlich beschränkten Gefechtsfeldern seiner Zeit in der Weise Irrtümern unterworfen war, daß er bei Friedland die zwischen 40 000 und 50 000 Mann zählende russische Armee auf 80 000 Mann anschlug, so ist ohne weiteres klar, daß in der heutigen Zeit mit ihrer gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder und ihrer erweiterten Waffenwirkung die Beurteilung der Verhältnisse beim Gegner unendlich viel schwieriger geworden ist. Es gilt das nicht nur von der Einleitung des Gefechts, sondern selbst von Lagen, die uns bei nachträglicher kriegsgeschichtlicher Beleuchtung gerade als besonders klar erscheinen. Zu solchen gehört anscheinend das entscheidende Eingreifen der Zweiten preußischen Armee in der Schlacht bei Königgrätz. Hier erreichten die vordersten Divisionen des Kronprinzen: 1. Garde, 11. und 12. um 2^{00} nachmittags die Linie Maslowed—Sendraziz—Trotina.**) Ihrer flankierenden Einwirkung gegenüber mußte der rechte österreichische Flügel nachgeben, beim Oberkommando der Zweiten Armee war man sich jedoch am Schlachttage selbst keineswegs bewußt, daß ihren vordersten Teilen noch ernste Kämpfe bevorstanden, weil nicht zu übersehen war, daß die auf dem rechten österreichischen Flügel befindlichen beiden Korps, das 2. und 4., angesichts der anmarschierenden Zweiten Armee eine Rechtsrückwärtsschwenkung ausführten, um ihr eine neue Front entgegenzustellen.

General v. Verdy schreibt:***) „Als allmählich unsere vordersten Infanterieabteilungen (1. Garde-Division) den Höhenzug von Horzenowes hinaufstiegen und sich oben festsetzten, hatten wir in unserem Stabe jetzt wohl fast sämtlich den Eindruck, daß die Hauptaufgabe des Tages gelöst und die Entscheidung bereits gefallen wäre. Den geringen Widerstand, welcher bisher zu überwinden gewesen war, schrieben wir der Einwirkung unserer Marschrichtung wie der überlegenen Artilleriewirkung zu, durch welche wir glaubten, den Gegner veranlaßt zu haben, von der Ersten Armee abzulassen und sich der seinen Rückzug bedrohenden Bewegung durch beschleunigten Abmarsch zu entziehen. Wir sollten uns in bezug auf »die bereits gefallene Entscheidung« indes sehr irren; die schwierigste und verlustreichste Arbeit stand zu jener Zeit noch bevor. Es ist mir späterhin immer von besonderem Interesse gewesen, jene Eindrücke im Auge zu behalten; sie weisen darauf hin, wie leicht eine obere Heeresleitung dazu gelangen kann, Ansichten zu hegen, die sich hinterher als irrtümliche herausstellen, ohne daß sie

*) Corresp. XIII, 10 941.

**) Skizze S. 58.

***) Im Hauptquartier der Zweiten Armee 1866. S. 155/156.

dabei das geringste Verschulden trifft. . . . . Man erkennt deutlich hieraus, daß im Kriege für die Führung noch ganz andere Elemente in Wirksamkeit treten und die Entschlüsse bestimmen müssen, als Augenschein, Meldungen und logisches Durchdenken aller Verhältnisse, denn diese Verhältnisse selbst können uns in einer Gestalt entgegentreten, die wir für die richtige zu halten vollständig berechtigt sind, die sich aber dessenungeachtet als ein falsches Gebilde erweist."

St. Privat und Plewna sind beredte Beispiele für die Schwierigkeiten, die der Angreifer hinsichtlich des Erkennens der wahren Lage beim Gegner findet. In beiden Fällen hat allerdings die Unbekanntschaft mit der feindlichen Waffenwirkung sehr mitgesprochen. Sodann haben Versäumnisse der kavalleristischen Aufklärung sowie das Fehlen artilleristischer und infanteristischer Erkundungen, wie wir sie jetzt vorzunehmen gewohnt sind, dazu beigetragen, die Ungewißheit noch zu vermehren. Durch eine sorgfältige Nahaufklärung, die durch gute Ferngläser wirksam unterstützt wird, und durch bessere Verständigungsmittel zwischen den einzelnen Kommandostellen wird man jetzt bemüht sein, ein möglichst zutreffendes Bild von der feindlichen Stellung zu gewinnen und die gewonnenen Eindrücke alsbald weiterzumelden, doch darf nicht übersehen werden, daß die gesteigerte Waffenwirkung unserer Tage die Annäherung an den Feind sehr erschwert. Allzuviel wird man daher von solcher Erkundung, namentlich auch von der durch sogenannte Jagdkommandos geübten, nicht erwarten dürfen, umsomehr, da in dem rauchschwachen Pulver ein weiteres Erschwernis für das Erkennen der Verhältnisse beim Gegner hinzugetreten ist. Welchen unliebsamen Überraschungen man infolgedessen ausgesetzt sein kann, haben die Engländer im südafrikanischen Kriege genugsam erfahren.

Trotzdem wird ein gesundes soldatisches Empfinden sich gegen die in übertriebener Weise zur Vorsicht mahnenden Stimmen, wie sie jetzt vielfach sich erheben, und die uns einen Zukunftskrieg als ein Ding voll unüberwindlicher Schwierigkeiten ausmalen, zu wehren haben. Die Taktik, nicht die Technik, wird auch in Zukunft ausschlaggegend sein, und die üblen Erfahrungen der Engländer in Südafrika sind in erster Linie dem Versagen ihrer Taktik zuzuschreiben. Nach wie vor wird der Krieg von Menschen gegen Menschen geführt, nur die Form seiner Erscheinungen wechselt, sein Wesen bleibt dasselbe. Auch für das heutige Gefecht gilt in entsprechender Weise das tapfere Wort, das der Verfasser der „Offizierpatrouille"*) schon vor Jahren, als das neu aufgekommene rauchschwache Pulver zu den unfruchtbarsten Grübeleien Anlaß bot, den Reiteroffizieren zurief: „Also frisch in das Zeitalter der rauchlosen Kriege hinein! Dem Mutigen gehört immer noch die Welt!" Vor kurzem erst ist von berufener Seite davor gewarnt worden, sich an der Hand moderner Waffentechnik bestimmte Bilder über den voraussichtlichen Verlauf eines

*) v. Kleist: „Die Offizierpatrouille." S. 34.

Zukunftskrieges zurechtzulegen.*) Auch heute noch liegt das Mittel zur Überwindung aller uns im Kriege entgegentretenden Schwierigkeiten im großen wie im kleinen in der soldatischen Persönlichkeit von Führer und Mann.

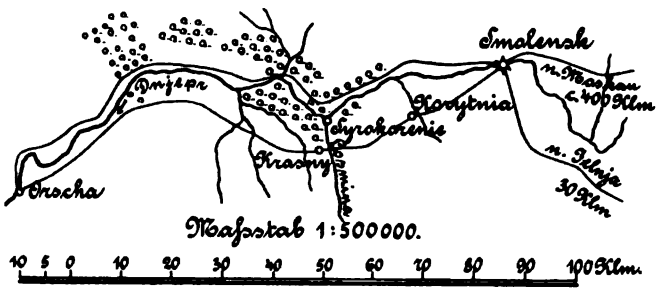
Zweifellos muß unsere Taktik sich der bestehenden Waffenwirkung anpassen, und schon Napoleon hat gesagt: „Il faut changer la tactique de la guerre tous les dix ans, si l'on veut conserver quelque supériorité,“**) aber darüber soll man nicht in übertriebene Klügelei verfallen. Auch in Zukunft wollen wir uns recht viele Männer vom Schlage Konstantins von Alvensleben wünschen, denn was wäre aus Vionville, diesem unvergleichlichen Ruhmestage des III. Armeekorps, geworden, wenn der General erst volle Gewißheit über den Feind hätte gewinnen, ihn sozusagen erst hätte zählen wollen! Der Krieg ist nun einmal kein Rechenexempel, und wir sollen uns dessen freuen, ihn mit allen seinen Ungewißheiten in Kauf nehmen und ihn uns auch nicht um eine Haaresbreite mathematischer und technischer wünschen. Liegt doch gerade darin der Reiz unseres Berufs, daß in ihm das freie Geistige und das Individuell-Persönliche so unbedingt herrschend sind. Das fühlt dunkel jene alles negierende, nivellierende Parteirichtung, die unser heutiges Volksleben vergiftet, denn ihr ist nichts mehr verhaßt als selbständig entwickelte, kraftvolle soldatische Naturen.

Das Unerwartete, dem wir im Kriege fortgesetzt begegnen, fordert freies geistiges Schaffen, wie es dem Künstler eigen ist, das Schablonenhafte des Handwerkers muß hier versagen. „Sollen wir nun diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen, so sind uns zwei Eigenschaften unentbehrlich, einmal ein Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des inneren Lichtes ist, die uns zur Wahrheit führen, und dann Mut, diesem schwachen Lichte zu folgen. Die erstere ist bildlich mit dem französischen Ausdruck coup d'oeil bezeichnet worden, der andere ist die Entschlossenheit. . . . . Diese ganze eigentümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern, ist es, welche in kräftigen Gemütern die Entschlossenheit ausbildet; darum können Menschen mit wenig Verstand in unserem Sinne nicht entschlossen sein. Sie können in schwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, aber dann tun sie es ohne Überlegung; und es können freilich den, welcher unüberlegt handelt, keine Zweifel mit sich selbst entzweien. Ein solches Handeln kann auch hin und wieder das Rechte treffen, aber wir sagen hier wie oben: es ist der Durchschnittserfolg, welcher auf das Dasein des kriegerischen Genius deutet. Wem unsere Behauptung dennoch wunderlich vorkommt, weil er manchen entschlossenen Husarenoffizier kennt, der kein tiefer Denker ist, den müssen wir erinnern, daß hier von einer eigentümlichen Richtung des Verstandes, nicht von einer großen Meditationskraft die Rede ist. . . . . Es gibt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Mut fehlt,

*) v. Alten: „Wider die Feldhaubitze.“ Berlin 1903.

**) Maximes de guerre et pensées de Napoléon I.

vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Fällen doch nicht zum Entschluß kommen können. Ihr Mut und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht Entschlossenheit als ein Drittes hervor. . . . . Die Entschlossenheit ist ein Akt des Muts in dem einzelnen Fall, und, wenn sie zum Charakterzug wird, eine Gewohnheit der Seele. . . . . Bloßer Verstand ist noch kein Mut, denn wir sehen oft die gescheitesten Leute ohne Entschluß. Der Verstand muß also erst das Gefühl des Muts erwecken, um von ihm gehalten und getragen zu werden, weil im Drange des Augenblicks Gefühle den Menschen stärker beherrschen als Gedanken. . . . . Bei dem coup d'oeil und der Entschlossenheit liegt es uns ganz nahe, von der damit verwandten Geistesgegenwart zu reden, die in dem Gebiete des Unerwarteten, wie der Krieg es ist, eine große Rolle spielen muß, denn sie ist ja nichts als eine gesteigerte Besiegung des Unerwarteten. . . . . Es ist also nicht bloß das körperliche, sondern häufiger das geistige Auge, welches mit dem coup d'oeil gemeint ist. Natürlich ist der Ausdruck wie die Sache immer mehr im Gebiete der Taktik zu Hause gewesen. . . . ."*)

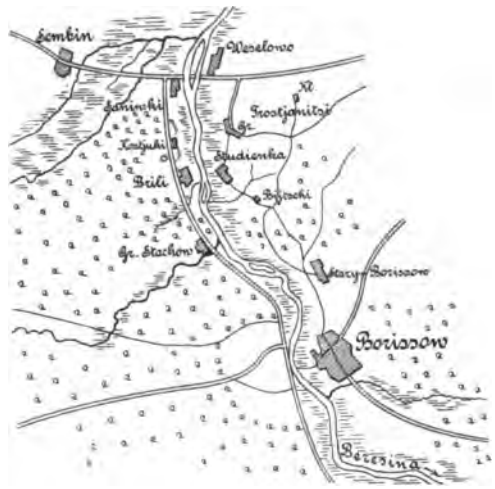


Die Kriegsgeschichte bietet uns bewundernswerte Beispiele von Entschlossenheit. Des ruhmwürdigen Verhaltens Suworows bei seinem Zuge durch die Schweiz wurde bereits Erwähnung getan.**) Nicht minder hoch steht dasjenige des Marschalls Ney bei Krasny auf dem Rückzuge 1812. Am 17. November verließ er mit der letzten Marschstaffel der französischen Armee: 8000 Mann Infanterie in drei schwachen Divisionen, 300 Reitern und 12 Geschützen Smolensk und gelangte an diesem Tage bis Korytnia. 7000 zum größten Teil unbewaffnete Nachzügler hatten sich Ney angeschlossen. Teile des Kasakenkorps des Ataman Platow folgten den kleinen französischen Korps, auf dessen Rückzugsstraße sich an der Losmina bereits die starke Avantgarde der russischen Armee unter Miloradowitsch, die von Jelnja her einen Parallelmarsch ausgeführt hatte, befand. Als Ney am 18. auf Miloradowitsch stieß, beschloß er, sich mit Gewalt den Weg zum Gros der französischen Armee zu bahnen. Diese vermutete er noch bei Krasny, während Napoleon, der seine hinterste Marschstaffel

*) Vom Kriege, I. Buch 3. Kap.

**) S. 35. Vergl. für das Folgende auch die Aufsätze des Verfassers im „Militär-Wochenblatt" 1903 Nr. 34, 35, 38, 39: „Die Rettung aus verzweifelten Lagen einst und jetzt."

verloren glaubte, bereits den Rückzug nach Orscha fortgesetzt hatte. Der Versuch Neys, die Russen bei Krasny zu durchbrechen, scheiterte nach anfänglichem Erfolge unter schweren Verlusten, und als die Dunkelheit hereinbrach, wälzte sich ein Trümmerhaufe von nur 3000 Bewaffneten, die sich um den Marschall geschart hatten, auf Smolensk zurück. Auf die Frage eines Offiziers seines Stabes, was er jetzt zu tun gedenke, erwiderte Ney ohne Besinnen: „Wir werden über den Dnjepr gehen", und auf den Einwand, daß dessen Eis schwerlich tragen würde, äußerte er zuversichtlich: „Es wird tragen."*) Ney sollte recht behalten; nachdem man von der großen Straße nordwärts abgebogen war, gelang es bei Syrokorenie, wenn auch nur unter Zurücklassung der Pferde, Geschütze und Fahrzeuge, das dünne Eis des Flusses zu überschreiten und den Marsch nach Orscha auf dem nördlichen Ufer fortzusetzen. Eine neue Gefahr erwuchs hier der kleinen Schar durch die zahlreichen Kasaken Platows, dessen Hauptkräfte mit Artillerie von Smolensk auf dem rechten Dnjeprufer vorgegangen waren. Nachdem er sich noch mehrfach mit dem Bajonett den Weg hatte bahnen müssen und zwei Nächte und einen Tag fast unausgesetzt, im ganzen 80 km, marschiert war, erreichte Ney glücklich in Orscha das Gros der französischen Armee. Zwar brachte er nur 900 Mann zurück, aber der „Bravste der Braven" hatte doch nicht vor den Russen die Waffen gestreckt und diese Arrieregarde sich in Wahrheit des Namens der „Großen Armee" würdig gezeigt.



Hinter seinem Marschall ist Napoleon an der Beresina nicht zurückgeblieben. Er dankte dort sein Entkommen aus schwerster Gefahr vor allem dem Zauber, den sein gefürchteter Name auf die Gegner ausübte.

Clausewitz sagt hierüber:**) „Niemals war der Fall leichter möglich, eine Arme zum Kapitulieren im offenen Felde zu bringen als hier. . . . . Die Hauptsache hat der Ruf seiner (Napoleons) Waffen getan, und er zehrte also hier von einem längst zurückgelegten Kapital." Die Gegner hätten ihn, sein Heer, seine Garden gefürchtet, keiner habe sich von ihm schlagen lassen wollen. „Mit dieser moralischen

*) Duc de Fezensac, Souvenirs militaires.
**) Band VI. Feldzug 1812.

Macht war Bonaparte ausgerüstet, als er sich aus einer der schlimmsten Lagen zog, in welcher sich ein Feldherr befunden hat. Aber freilich machte diese moralische Macht nicht alles; die Stärke seines Geistes und die kriegerische Tugend seines Heeres, die auch von den zerstörendsten Elementen nicht hatten ganz überwunden werden können, mußten sich hier noch einmal in vollem Glanze zeigen. Nachdem er alle Schwierigkeiten dieses gefährlichsten Augenblicks überwunden hatte, sagte Bonaparte zu seinen Umgebungen: Vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi. Die Ehre hat Bonaparte hier vollkommen gerettet und sogar neue erworben."

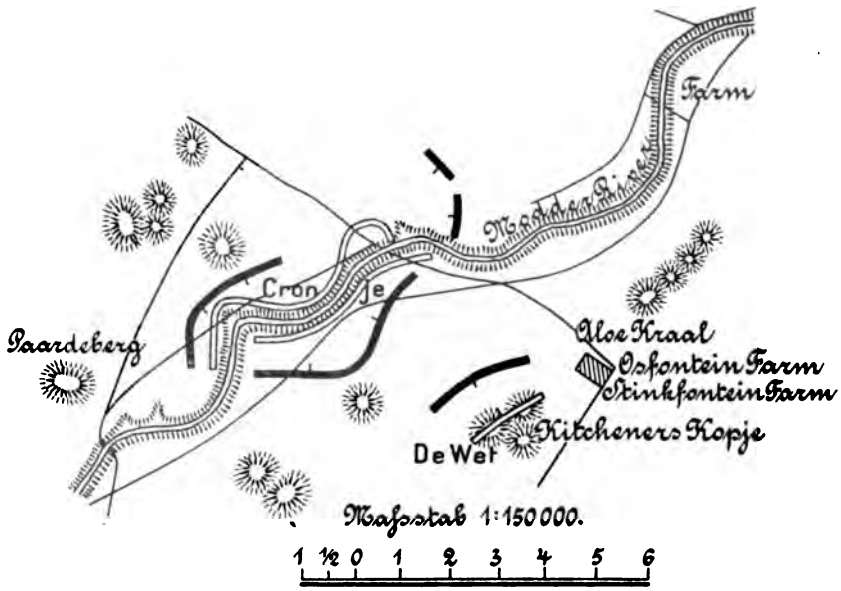
Mit nur 30 000 Mann, die von mehr als derselben Zahl vereinzelter Mannschaften begleitet waren, und 250 Geschützen, von 30 000 Mann unter Wittgenstein verfolgt, über einen Fluß zu gehen, auf dessen jenseitigem Ufer 31 000 Mann des Feindes unter Tschitschagow standen, war in der Tat nur möglich, weil die russischen Führer sich scheuten, ernsthaft zuzufassen, und den größten Teil ihrer Truppen aus dem Gefecht zurückhielten. So kam es dahin, daß am 28. November die französische Arrieregarde unter Marschall Victor auf dem linken Ufer der Beresina zwischen Studienka und Gr.-Trostjanitsi mit 6000 Mann gegen nur 14 000 zu fechten hatte, während auf dem rechten Ufer die Marschälle Ney und Oudinot mit 10 000 Mann in einer Stellung südlich Brili 15 000 Mann der Armee Tschitschagows erfolgreich abwehrten, und daß es dem Kaiser möglich wurde, noch 40 000 Mann und 200 Geschütze auf der Straße nach Sembin zu retten, wenn davon auch nur noch 14 000 Mann gefechtsfähig waren.

Der russische Angriff ist allerdings durch die ausgedehnten Sümpfe und Waldungen mit sumpfigem Untergrund, die den Lauf der Beresina begleiten, behindert, und namentlich die Entwicklung der Artillerie dadurch erschwert worden. Wo aber hätte im Kriege der Bedrängte nicht auf Nebenumstände gerechnet, die ihn zu begünstigen imstande waren?

Daß man an einem ehrenvollen Ausgang aus gefährdeter Lage auch bei heutiger Feuerwirkung noch nicht zu verzweifeln braucht, wird in überzeugender Weise durch die Kämpfe der Engländer gegen Cronje am Paardeberge im südafrikanischen Kriege bewiesen. Am 18. Februar hielten rund 17 000 Engländer mit 48 Geschützen etwa 4000 bis 5000 Buren mit 6 Geschützen, die im Tale des Modder River zu beiden Seiten des Flusses Stellung genommen hatten, umschlossen. Die Versuche, durch einen konzentrischen Angriff der Buren Herr zu werden, waren überall gescheitert, als Cronje von außen her Hilfe nahte. Eine Burenabteilung von etwa 500 Mann und 2 Geschützen unter De Wet bemächtigte sich der Kitcheners Kopje benannten Erhebung im Rücken der englischen Feuerlinie. Es trat auf diesem Teile des Gefechtsfeldes eine ernste Krisis für die Engländer ein, die sich in den folgenden Tagen noch dadurch verschärfte, daß De Wet sich auf den Höhen bis zu 2000 Mann verstärkte. Die Engländer sahen sich genötigt, ihn von dort am 21. Februar erst mit stärkeren

Kräften zu vertreiben, um die Einschließung Cronjes vollständig zu machen und ihm jede Möglichkeit des Entkommens zu nehmen. Bis zu diesem Tage wäre es Cronje zweifelsohne möglich gewesen, unter Zurücklassung der Frauen und Kinder mit seinen Reitern durchzubrechen und aus seiner anscheinend hoffnungslosen Lage zu entkommen.

Eine schiedsrichterliche Entscheidung müßte, wenn bei einem Friedensmanöver eine Truppe in einem ähnlich offenen Gelände in die gleiche Lage geriete, wie hier die tapfere Schar Cronjes, ihr auf Grund der Treffergebnisse unserer Schießplätze unbedingt jede Möglichkeit des Entkommens abstreiten. Auch einer von außen kommenden



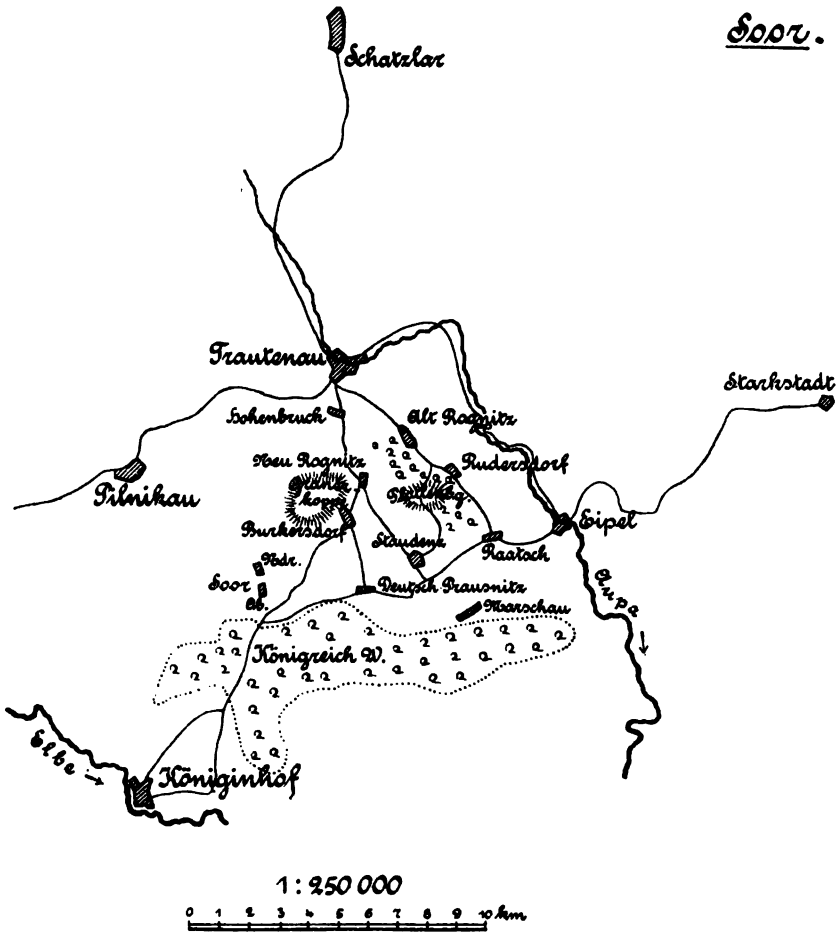
Hilfe, wie sie hier De Wet brachte, würde eine ausschlaggebende Bedeutung schwerlich zuerkannt werden. Wenn Cronje nur aus falscher Rücksicht auf die im Lager befindlichen Frauen und Kinder und infolge der im Burenheere bestehenden eigentümlichen Verhältnisse es unterließ, am 19. oder 20. Februar durchzubrechen, so liegt auf der Hand, daß auch für solche Lagen im Kriege das Wort „unmöglich" an sich heute so wenig Geltung beanspruchen darf wie früher, so sehr auch die Bedingungen des Möglichen sich verschoben haben.

Behält man das im Auge, so bleibt den großen Vorbildern früherer Zeiten nach wie vor ihre hohe Bedeutung für uns. König Friedrich sagt mit Recht: „Es seynd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen ziehen und formieren," und daher müßten „Helden als Eugene, Condé, Turenne oder Caesar unsere Admiration auf sich ziehen".*) Des Königs kriegerische Größe fesselt uns

*) General-Principia vom Kriege. Von denen Talents, welche ein General haben muß.

überall; wohl am sichtbarsten aber tritt sie hervor und zieht unsere „Admiration“ auf sich dort, wo er den „coup d'oeil“ des großen Generals in den schwierigsten Lagen auf dem Schlachtfelde so glänzend bewährt hat: bei Soor und bei Roßbach.

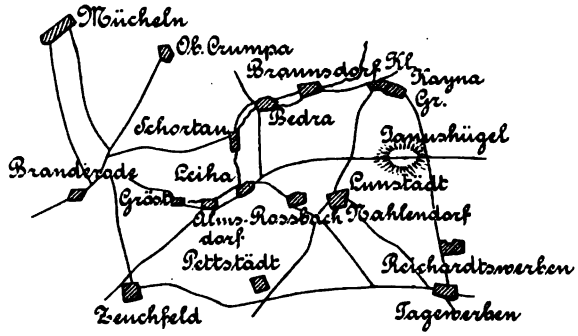
Am 30. September 1745 morgens stand die Masse der preußischen Armee unter dem König, in 31 Bataillonen und 51 Eskadrons 22 000 Mann stark, bei Staudenz,



Front gegen Burkersdorf, in einem Lager, das sie seit dem 19. September innehatte. Die österreichische Hauptmacht, 39 000 Mann, darunter 12 700 Reiter, stark, stand bei Königinhof hinter der Elbe. Ihr Führer, Prinz Karl von Lothringen, marschierte mit ihr unter dem Schutze des ausgedehnten Königreichwaldes ab und gewann dem Könige die rechte Flanke ab. Da die Österreicher sich im Besitz der das preußische Lager beherrschenden Graner Koppe befanden und diese alsbald mit einer starken

Artillerie krönten, war der preußischen Armee der Abzug auf der Straße nach Trautenau unmöglich gemacht, und da über die in ihrem Rücken liegenden Waldberge zu jener Zeit nur kaum brauchbare Wege nach Alt-Rognitz und Rudersdorf führten, schien ihr Untergang besiegelt.

Der König wurde durch die ihn um 5^{30} morgens treffende Meldung, daß der Feind in seiner rechten Flanke auf den Höhen jenseits Burkersdorf entwickelt stehe, völlig überrascht. Auf der Schwelle seines Zeltes traf er unverzüglich die erforderlichen Anordnungen, und seine Entschlußkraft im Verein mit dem Heldenmut der Truppen wandten binnen weniger Stunden die anscheinend hoffnungslose Lage in einen vollen Erfolg über den fast doppelt überlegenen Feind. Indem der König die Armee rechts abmarschieren ließ, gelang es ihm, ungeachtet des Kanonenfeuers von der Graner Koppe, die feindliche Schlachtlinie zu überflügeln und die Österreicher aus dem Felde zu schlagen.



Maßstab 1:200000.

1 ½ 0 1 2 3 4 5 6 7 Klm.

Am 5. November 1757 stand der König mit 22 000 Mann nördlich Roßbach, während die 41 000 Mann starke feindliche Armee, Franzosen und Reichstruppen, südlich Mücheln lagerte. Als die Gegner in drei Treffen rechts über Pettstädt auf Reichardtswerben abmarschierten, um dem Könige die linke Flanke und den Rücken abzugewinnen, ließ er seine Armee in zwei Treffen links abmarschieren und sie zunächst hinter dem Janushügel fort die Richtung nach Osten nehmen, brachte sie dann, mit dem rechten Flügel an Lunstädt—Nahlendorf gelehnt, mit dem linken über Reichardtswerben ausholend, umfassend gegen die Spitzen der feindlichen Marschkolonnen in Tätigkeit und schlug diese entscheidend, noch bevor sie zum Aufmarsch kommen konnten.

Auf taktischem Gebiete war im 18. Jahrhundert der „coup d'oeil“ für den Feldherrn noch durchaus in körperlichem Sinne zutreffend. Die kleinen Armeen und die herrschende Fechtweise gestatteten es ihm in den meisten Fällen, nicht nur die eigenen, sondern auch die feindlichen Truppen auf dem Gefechtsfelde zu übersehen, was

heute nicht einmal mehr hinsichtlich der eigenen Truppen dem Führer eines Armeekorps, kaum dem einer Division möglich ist. War sonach die Schlachtleitung unter König Friedrich und selbst noch unter Napoleon offenbar leichter als heute, so darf doch nicht übersehen werden, daß diese großen Feldherren die Schlachten, die sie schlugen, nur deshalb zu vernichtenden Niederlagen für den Feind gestalteten, weil ihnen neben dem körperlichen „coup d'oeil“ auch der geistige im höchsten Maße eigen war, weil sie jene Entschlossenheit besaßen, die beständig mit dem Schlachtgedanken vertraut ist, und die nicht nur in die Schlacht hinein-, sondern noch über diese hinausreicht.

Betätigen solche Geister erster Klasse die gleiche Entschlossenheit in der Heerführung im großen wie auf enger begrenztem taktischen Gebiet, so gibt es andererseits „eine große Zahl von Beispielen, wo Männer, die in niederen Regionen die größte Entschlossenheit gezeigt hatten, diese in den höheren verloren“.*) Solche Beispiele bieten uns auf dem Gebiete der Armeeführung u. a. Ney und Steinmetz. Zu dieser Gattung von Männern gehört ferner der im übrigen wegen seiner menschlichen und soldatischen Eigenschaften gleich achtbare Canrobert. Daß der Marschall ein tüchtiger Führer war, hat er an der Spitze des 6. französischen Korps am 18. August 1870 bei St. Privat bewiesen, in der Krim aber, wo er nach dem Tode des Marschalls St. Arnaud das Kommando über die französische Armee übernahm, versagte ihm jedesmal der Entschluß, sobald es galt, einen Plan wirklich durchzuführen. Er selbst fühlte das und bat um Enthebung von der Stellung des Armeeführers. Auch der unglückliche Oberkommandierende der österreichischen Nord-Armee im Jahre 1866 ist hierher zu rechnen. Moltke stellt ihm in dem Werk des preußischen Generalstabes über den Feldzug 1859 in Italien das schöne Zeugnis aus, seine „hervorragende Persönlichkeit“ habe damals den Übelstand verschwinden lassen, daß sein Armeekorps für den Feldzug neu zusammengetreten sei. Benedek galt seit dem Tage von Solferino, wo sein Korps allein auf dem rechten Flügel siegreich gefochten hatte, für den ersten unter den Generalen Österreichs. Er selbst traute sich die Fähigkeit, eine Armee von 200 000 Mann zu führen, jedoch nicht zu und bat seinen Kaiser dringend, das Kommando der Nord-Armee einem Fähigeren zu übertragen. Nur weil ihm die Übernahme des Befehls auf dem nördlichen Kriegsschauplatz als ein Opfer dargestellt wurde, das er der habsburgischen Dynastie bringen müsse, erklärte er sich bereit, sich der schweren Aufgabe zu unterziehen, an die er von Anfang an ohne Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang herantrat.

Die Entschlossenheit „kann in der Strategie nicht fehlen, insofern auch in ihr oft schnelle Entscheidungen erforderlich sind“.**) Von einem der Heerführer der ersten französischen Republik, dem General Moreau, ist gesagt worden: „Sein Haupt-

*) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.
**) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

fehler lag in seiner Unentschlossenheit. Jeder zu fassende Entschluß erregte ihn, und sobald er einen gefaßt hatte, bereute er ihn alsbald, sah nur dessen üble Seiten, verschlimmerte sie immer mehr vor sich selbst und versäumte darüber die Zeit zum Handeln."*) Auf Moreau passen sonach die Worte: „Obgleich solche Männer das Bedürfnis haben, sich zu entschließen, so sehen sie doch die Gefahren ein, die in einem falschen Entschluß liegen, und da sie mit den Dingen, die ihnen vorliegen, nicht vertraut sind, so verliert ihr Verstand seine ursprüngliche Kraft, und sie werden nur um so zaghafter, je mehr sie die Gefahr der Unentschlossenheit, in die sie gebannt sind, kennen, und je mehr sie gewohnt waren, frisch von der Faust weg zu handeln."**)

Auch Napoleon rechnete im Kriege stets auf das Schlimmere, aber in einem völlig anderen Sinne, wenn er schreibt: „J'ai l'habitude de penser trois ou quatre mois d'avance à ce que je dois faire, et je calcule sur le pire."***) Gerade ein richtig angewandtes Vorausdenken verhindert am besten ein unzeitiges Vorausdisponieren und erleichtert es, da die verschiedensten Möglichkeiten geistig beherrscht werden, im gegebenen Augenblick sofort das Richtige zu treffen. In diesem Sinne erscheint denn auch Napoleons Handeln wohl von langer Hand geplant, aber doch stets den wechselnden Lagen angepaßt. Er ist sich der Ungewißheit des Krieges stets bewußt, aber er bewältigt die ihm daraus erwachsenden Schwierigkeiten stets als Meister des Entschlusses.

Mit Recht sind die Regensburger Tage des Feldzuges 1809 stets als eine seiner besten Leistungen bezeichnet worden, und doch befand er sich während dieses Operationsabschnittes dauernd fast in der gleichen Ungewißheit über den Gegner wie bei seinem Eintreffen in Donauwörth.†)

Nachdem es am 19. April Davout gelungen war, nach leichten Berührungen mit der österreichischen Hauptmacht den Anschluß an die Bayern an der unteren Abens zu gewinnen, führte der Kaiser am 20. seine Mitte vor, warf den linken österreichischen Flügel, zwei Korps unter Feldmarschalleutnant Hiller, zurück und trieb ihn am 21. bei Landshut über die Isar, dem über Moosburg vorrückenden Marschall Massena entgegen, während Davout den südlich Regensburg befindlichen feindlichen Kräften gegenüber stehen blieb. Bis in die Frühstunden des 22. April befand sich Napoleon in dem Glauben, daß der Gegner auch vor Davouts Front im Rückzuge hinter die Isar begriffen sei, daß es sich daher nur noch um eine allgemeine Verfolgung handeln könne. Erst am 22. früh erhielt der Kaiser in Landshut davon Kenntnis, daß sich Davout gegenüber die österreichischen Hauptkräfte unter dem Erz-

*) Graf Ségur. Zitiert nach Pierron, a. a. O.
**) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.
***) Corresp. XIII, 10810.
†) S. 60.

herzog Karl befanden, und daß dieser in der Lage war, über Regensburg die von Böhmen im Anmarsch befindlichen Korps jederzeit heranzuziehen und Davout mit zermalmender Wucht anzufallen. Napoleon ließ infolgedessen dem bei Landshut geschlagenen linken österreichischen Flügel nur einen Teil seiner dort verfügbaren Kräfte folgen und setzte alles übrige auf Regensburg in Marsch. Er traf bei Eggmühl eben rechtzeitig ein, um den zwischen Donau und Gr.-Laber erfolgenden Angriff der weit überlegenen feindlichen Kräfte gegen Davout zum Stehen zu bringen und dem linken Flügel der österreichischen Hauptmacht eine Niederlage zu bereiten. Am 23. nötigte er alsdann den Erzherzog bei Regensburg zum Übertritt auf das nördliche Donauufer. Während der österreichische Führer sich zögernd und abwartend verhielt, hatte Napoleon schnell und entschlossen gehandelt. Dem hatte er es zu danken, daß er überall siegte, so unsicher und falsch auch die Voraussetzungen waren, auf die er seine Entschlüsse baute.

Ähnlich wie Napoleon die sich ihm plötzlich enthüllende Lage am Vorabend von Eggmühl ausnutzte, verfuhr Moltke, als sich 1866 am 2. Juli abends herausstellte, daß sich wider Erwarten noch stärkere Kräfte der Österreicher diesseits der Elbe befanden.*) Nicht nur die Tage vor der Waffenentscheidung stellen den Feldherrn oft vor die Notwendigkeit, plötzlich veränderte Entschlüsse zu fassen, der nie mit Sicherheit vorauszusehende Ausgang jedes Zusammenstoßes mit dem Gegner bedingt solche nicht minder. Jedes Schlachtfeld bildet den Ausgangspunkt für eine neue Operation. So leitet Napoleon am Abend der Schlacht von Eggmühl bereits den weiteren Vormarsch auf Wien ein und läßt nur zwei Armeekorps nebst drei Kavallerie-Divisionen die weichenden Österreicher unmittelbar auf Regensburg verfolgen.

Als übereinstimmende Meldungen in den Morgenstunden des 19. August 1870 ergeben hatten, daß die französische Rhein-Armee unter den Schutz der Forts von Metz zurückgegangen war, wurde bereits um 11^{00} vormittags im Großen Hauptquartier Rezonville der Befehl erlassen, der drei Korps und zwei Kavallerie-Divisionen der Zweiten Armee als Maas-Armee unter den Befehl des Kronprinzen von Sachsen stellte und diese Truppenteile westwärts in Marsch setzte, um sie im Verein mit der Dritten Armee auf Paris vorgehen zu lassen.

Kein Sieg ist vollständig, an den sich nicht eine ausgiebige Verfolgung anschließt, sie wird aber dort meist unterlassen, wo die Gedanken der Führung nicht über das eigentliche Gefechtsfeld hinausreichen. Noch höhere Anforderungen treten an ihre Entschlußkraft nach unglücklichen Entscheidungen heran. Hier gilt es, die ersten Anordnungen für den Rückzug, wie sie der Augenblick erheischt, und soweit die Herrschaft über die geschlagenen Truppen es noch zuläßt, in Einklang zu bringen mit den Anforderungen der Kriegslage im großen, mit der Fortführung der Gesamtoperation,

*) S. 56.

und solche Entschlüsse müssen gefaßt werden inmitten von Tod und Verderben, unter dem Eindruck einer Niederlage, die abzuwenden alle Opfer an Menschenblut vergeblich waren.

Wohin wir immer den Blick auf die vielgestaltigen Verhältnisse des Krieges richten mögen, auf seine erhebenden oder auf seine niederdrückenden Seiten, überall tritt uns als unsere höchste Aufgabe das „Ringen mit dem Entschluß“*) entgegen. Es stellt für den Soldaten, mag er hoch oder niedrig stehen, die Konzentration aller Kraft des Geistes und Gemüts dar. Nicht jedem ist von Hause aus ein gleiches Maß von Entschlußfähigkeit zuteil geworden, aber in beharrlicher Selbsterziehung und in mannigfacher, immer wiederholter Übung läßt sich die Befähigung dazu steigern. Wir gelangen alsdann dahin, „jede andere Scheu niederzukämpfen mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern“.

V. Der Führer bedarf der Phantasie.

„Der Führer im Kriege muß das Werk seiner Tätigkeit einem mitwirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann, und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kommt.“ Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Clausewitz äußert: Die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden stehe, könne, wenn nicht als die wichtigste, so doch vielleicht als die stärkste Eigentümlichkeit der kriegerischen Tätigkeit betrachtet werden. „Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, so daß man sich einen kriegerischen Akt gar nicht anders als in einem bestimmten Raume vorgehend denken kann; sie ist zweitens von der entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifiziert, zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den kleinsten Zügen der Örtlichkeit, während sie auf der anderen die weitesten Räume umfaßt.“ Zwar, heißt es weiter, sei der Gegner meistenteils denselben Schwierigkeiten unterworfen, „aber erstlich ist die gemeinschaftliche Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird der, welcher ihrer durch Talent und Übung Herr wird, einen großen Vorteil auf seiner Seite haben, zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im allgemeinen statt, keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden (der Verteidiger) viel mehr von der Örtlichkeit weiß als der andere.“**)

Der Einfluß von Gegend und Boden, der im Kriege „die Wirkungen aller Kräfte modifiziert, zuweilen total verändert“, tritt uns in der Kriegsgeschichte überall entgegen. Dieselben Mittel, durch die Napoleon in mitteleuropäischen Gebieten die

---

*) v. Alten, Kriegskunst in Aufgaben. 1. Heft. Vorwort. Berlin 1902. E. S. Mittler & Sohn.

**) Vom Kriege I. Buch, 3. Kap.

größten Erfolge errungen hatte, versagten 1812 auf dem russischen Kriegsschauplatz vollständig. Erst im Verlaufe des Burenkrieges erkannte England die ganze Schwierigkeit, die ihm der südafrikanische Kriegsschauplatz bot. Jene „kleinsten Züge der Örtlichkeit“ aber sind von jeher auf taktischem Gebiet von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Von den Überraschungen, die sie in früheren Zeiten der Truppenführung bereiteten sind wir freilich heutigentags, bei der Güte unseres Kartenmaterials, kaum noch imstande, uns eine deutliche Vorstellung zu machen. Die persönliche Erkundung des Feldherrn und seiner Organe mußte ehedem stets erst die Grundlage für jeden zu fassenden Entschluß abgeben, der nur hier und da an einer an Ort und Stelle gefertigten flüchtigen Kartenskizze bestimmteren Anhalt fand. Bei Leuthen wurden die Anordnungen auf preußischer Seite dadurch sehr erleichtert, daß König Friedrich und ein Teil seiner Unterführer von Friedensübungen her auf das genaueste mit der Gegend vertraut waren. Bei Prag gestalteten sich dagegen die Schwierigkeiten des Sumpfgeländes, das der preußische linke Flügel beim Anmarsch und bei der Entwicklung zu überwinden hatte, weit größer, als es bei der vorausgegangenen eiligen Erkundung durch Schwerin und Winterfeldt geschienen hatte, und der erste Angriff der Infanterie des linken Flügels scheiterte wesentlich aus diesem Grunde.

Hinsichtlich der Schlacht bei Kolin*) erhebt der König selbst gegen sich den Vorwurf, daß er das Gelände vor dem rechten Flügel und in der rechten Flanke der Österreicher, wo der Angriffsstoß erfolgen sollte, nicht persönlich erkundet habe. Zu seiner Rechtfertigung aber läßt sich sagen, daß er dadurch vorzeitig die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin gelenkt haben würde, umsomehr, als die feindliche leichte Kavallerie, die den Einblick verwehrte, erst hätte zurückgeworfen werden müssen. Der König hatte sich allerdings von dem fraglichen Gelände eine falsche Vorstellung gebildet, die ihn die für die Österreicher vorhandene Möglichkeit, ihren rechten Flügel so weit zu verlängern, wie es tatsächlich geschah, gar nicht in Betracht ziehen ließ. Das Unglück wollte, daß ein von einem Ingenieuroffizier früher angefertigtes Kroki der Gegend von Kolin, das die gewünschte Auskunft hätte geben können, augenblicklich nicht zu finden war. Auch bei Kunersdorf, wiewohl diese Schlacht im eigenen Lande geschlagen wurde, ist ein Teil des Mißgeschicks, das den König betraf, auf mangelhafte Kenntnis des Geländes zurückzuführen.

Man hat die Schuld daran, daß die Schlacht bei Bautzen nicht ihrer Anlage entsprechend mit einer völligen Vernichtung der Verbündeten endete, dem langsamen Vorgehen des mit der Umfassung ihres rechten Flügels beauftragten Marschalls Ney zugeschrieben, dabei aber übersehen, daß es sich für ihn darum handelte, seine ungeschulten Massen über die sumpfige Spreeniederung und weiterhin durch

*) Skizze S. 26.

schwierige Engen zwischen ausgedehnten Teichen hindurch zur Entwicklung zu bringen. Das von ihm zu durchschreitende Gelände gestattete es auch einer Minderheit, zumal einer solchen von ausgesuchten Truppen, wie sie die Verbündeten damals im Gegensatz zu Napoleon besaßen, längere Zeit hindurch erfolgreich zu widerstehen.

Solche Verhältnisse ließen sich bei der Beschaffenheit der damaligen Karten im voraus niemals übersehen. Noch 1866 hat das Fehlen des Swiepwaldes, der in der Schlacht von Königgrätz von so großer Bedeutung wurde, auf den preußischen Karten die Führung der Ersten Armee wesentlich erschwert. Dennoch hieße es, den Wert, den die jetzigen zuverlässigen Karten für die Führung haben, überschätzen, wollte man glauben, daß sie eine Erkundung vor dem Gefecht überflüssig machen. Auch dem geübtesten Kartenleser, der frühere Gefechtsfelder aufsucht, werden die einzelnen Vorgänge in ihrem ursächlichen Zusammenhange erst an Ort und Stelle völlig klar werden. Schon bei Kolin erkennt man erst aus der österreichischen Verteidigungsstellung heraus die ganze Schwierigkeit des Angriffs. Diesen Eindruck aber gewinnt man bei den ausgedehnten Schlachtfeldern der Neuzeit, wo der Angreifer die feindliche Stellung nur im allgemeinen aus der Ferne betrachten konnte, in verstärktem Maße. Von Verneville und Habonville waren am 18. August 1870 die Vorteile, welche der Höhenrücken zwischen Mance- und Chateltal den Franzosen im einzelnen, namentlich in bezug auf verdeckte Aufstellung ihrer Truppen, bot, nicht zu übersehen, und ein Teil der auf deutscher Seite an diesem Tage gemachten Fehlgriffe erklärt sich hieraus. Bei der erweiterten Waffenwirkung unserer Tage werden sich solche Schwierigkeiten in noch höherem Maße geltend machen, und der südafrikanische Krieg bietet dafür nur geringen Anhalt, weil in ihm eine Massenentfaltung der Artillerie nicht zutage trat. „Im einzelnen Fall" ist sonach der Verteidiger unstreitig noch mehr begünstigt als ehedem, weil er „viel mehr von der Örtlichkeit weiß, als der Angreifer".

Dieser aber ist bei der heutigen Waffenwirkung erst recht auf geschickte Ausnutzung des Geländes angewiesen. Die kleinsten Bodenfalten sind für ihn von Wert. Selbst die genaueste Spezialkarte kann hier nicht genügen; sie birgt im Gegenteil nicht selten die Gefahr, daß von ihr mehr erwartet wird, als sie tatsächlich zu bieten imstande ist, und daß die vielen Einzelheiten, die sie bringt, von genauer Betrachtung des Geländes abziehen. An Napoleon rühmt Taine*) die natürliche Unmittelbarkeit des Blickes in allen Dingen, die uns seit drei Jahrhunderten unter dem Zwange der Zimmererziehung sowie unter dem andauernden und auf zahllose Gegenstände des Wissens ausgedehnten Lernen mehr und mehr verloren zu gehen drohe. Er sagt: „Wir studieren statt der Gegenstände die für sie gebräuchlichen Zeichen, statt des Geländes die Karte."

Wenn andererseits „die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden

*) Origines de la France contemporaine. I.

steht, die weitesten Räume umfaßt", so wird die Beherrschung dieser Schwierigkeiten im großen jetzt durch die überall zahlreich vorhandenen Nachrichten und das heutige Kartenwesen im Vergleich zu ehedem offenbar sehr erleichtert. Es erhellt das ohne weiteres, wenn man bedenkt, daß der Führer des 5. französischen Korps, der Marschall Lannes, zu Beginn des Feldzuges 1806 Napoleon um eine Karte von Norddeutschland bittet, da er deren keine einzige besitze. Anders liegen freilich die Verhältnisse auf außereuropäischen Kriegsschauplätzen. Die Armeen der Union fanden im Sezessionskriege auf dem virginischen Kriegsschauplatze wegen fehlender und schlechter Karten die größten Schwierigkeiten, nicht minder die Engländer im Burenkriege. Dort erschwerten die großen Waldungen, hier die gleichförmigen Bodenformationen und das unermeßlich ausgedehnte kahle „Veldt" Südafrikas die Orientierung ungemein, während in beiden Fällen der ortskundige Verteidiger sehr begünstigt war.

„Diese höchst eigentümliche Schwierigkeit muß eine eigentümliche Geistesanlage besiegen, welche mit einem zu beschränkten Ausdruck der Ortssinn genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurechtzufinden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei teils durch das körperliche Auge, teils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blickes ein Ganzes macht; aber daß dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, daß dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinanderfallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen. . . . . Daß Übung und Verstandeseinsicht dabei sehr viel tun, ist nicht zu leugnen. Puisegur, der berühmte Generalquartiermeister des berühmten Luxemburg, sagt, daß er sich anfangs in diesem Punkt wenig zugetraut, weil er bemerkt, daß, wenn er die Parole weit zu holen gehabt, er jedesmal den Weg verfehlt habe.

Es ist natürlich, daß auch die Anwendungen dieses Talents sich nach oben hin erweitern. Müssen der Husar und Jäger bei Führung der Patrouille in Weg und Steg sich leicht finden, und bedarf es dafür immer nur weniger Kennzeichen, einer beschränkten Auffassungs- und Vorstellungsgabe, so muß der Feldherr sich bis zu den allgemeinen geographischen Gegenständen einer Provinz und eines Landes erheben, den Zug der Straßen, Ströme und Gebirge immer lebhaft vor Augen haben, ohne darum den beschränkten Ortssinn entbehren zu können. Zwar sind ihm für die allgemeinen Gegenstände Nachrichten aller Art, Karten, Bücher, Memoiren, und für die Einzelheiten der Beistand seiner Umgebung eine große Hilfe, aber gewiß ist es dennoch, daß ein großes Talent in schneller und klarer Auffassung der Gegend seinem ganzen Handeln einen leichteren und festeren Schritt verleiht, ihn vor einer gewissen inneren Unbehilflichkeit schützt und weniger abhängig von anderen macht."*)

*) Vom Kriege I. Buch, 3. Kap.

Die „innerlich gezeichnete Karte“ erwähnt schon Berenhorst,*) wenn er von den Offizieren verlangt, daß ihre Köpfe mit Landkarten tapeziert sein sollten, und dieses innere Vorstellungsvermögen wird durch die verbesserten Karten nicht entbehrlich gemacht. Diese stellen nur die Phantasie des Führers auf eine bessere Grundlage, als sie früher bestand, und gewähren die Möglichkeit, entsprechend Höheres zu leisten. Sie bedeuten, gleich den technischen Errungenschaften der Neuzeit, nicht so sehr eine Erleichterung als eine Steigerung in der Kraft und Schnelligkeit der Kriegführung. Wie jetzt mit Hilfe zuverlässiger Karten ganz andere Anforderungen als ehedem an die Aufklärung in bezug auf Genauigkeit und räumliche Ausdehnnng gestellt werden können, so ist auch der Feldherr befähigt, sich ein zutreffendes Bild des Operationsgebietes zu entwerfen, weit mehr als früher vorauszuschauen und die Heeresbewegungen entsprechend zu regeln, bei den größeren Massen, die es für ihn jetzt zu bewegen gilt, eine unausbleibliche Notwendigkeit. Alle höheren Führer aber sind in den Stand gesetzt, die ihnen voraussichtlich erwachsenden Schwierigkeiten bis zu einem gewissen Grade im voraus abzuschätzen und damit ihrem Handeln vermehrte Sicherheit zu geben.

Um indessen wahrhaft Nutzen aus diesem neueren Hilfsmittel zu ziehen, bedarf es nach wie vor der Phantasie, nur daß diese jetzt mehr in bestimmte Bahnen gewiesen ist. Es gilt immer, die Karte im Geiste mit Truppen zu bevölkern, wenn man sie richtig verwerten will. Diese Gabe ist zunächst natürliche Anlage, denn nicht jedem ist es gegeben, sich ein plastisches Bild von Truppen, die sein körperliches Auge nicht wahrnimmt, im Gelände oder auf der Karte zu gestalten, aber durch Übung läßt sich diese Gabe wie jede andere vervollkommnen. Von einem sicheren Vorstellungsvermögen in dieser Hinsicht hängt die glatte Überwindung mancher Schwierigkeiten im Kriege ab.

Es führt uns das auf eine Erweiterung der Dienste, die Clausewitz von der Phantasie erwartet, wenn er sagt: „Ist diese Fähigkeit (schneller und klarer Auffassung der Gegend) der Phantasie zuzuschreiben, so ist dies auch fast der einzige Dienst, welchen die kriegerische Tätigkeit von dieser ausgelassenen Göttin fordert, die ihr übrigens eher verderblich als nützlich ist.“ **) Der Führer bedarf nicht nur eines Vorstellungsvermögens, das ihm das Gelände, in dem er zu handeln berufen ist, lebhaft vor Augen führt, sondern eines solchen, das ihm ermöglicht, sich zu jeder Zeit ein klares Bild von der Aufstellung und den Bewegungen der eigenen Truppen sowie auf Grund der vorliegenden Nachrichten eine allgemeine Vorstellung von der Lage und den Absichten des Feindes zu machen. Die „ausgelassene Göttin“ erscheint sonach hier im Gewande klarer Auffassung und nüchternster Erwägung, die es dahin bringen, daß dem Führer bei jeder Anordnung, die er trifft, stets deren Wirkung auf

*) Betrachtungen über die Kriegskunst II. 18. Abschn. Aenesidemus, Leipzig 1798.

**) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

alle Glieder der ihm anvertrauten Truppen gegenwärtig ist, so daß er auch die letzten Fahrzeuge seines Trosses sich vor seinem geistigen Auge bewegen sieht. Ein derartiges sicher wirkendes Vorstellungsvermögen ist für alle Führerstellen von hohem Wert. Darum erteilt bereits Berenhorst folgenden Rat:*) „Wenn ihr zu euren Manövern größere Züge veranstaltet, wenn eure Marschkolonnen sich über Berge und durch Täler schlängeln, dann schicket wenigstens die Hälfte der Offiziere ab, daß sie anschauen, entdecken und gewahr werden, welches Bild in allen Entfernungen der Zug eines Heeres darstellt." In der Anschaulichkeit, mit der uns diese Dinge alljährlich bei den großen Herbstübungen vorgeführt werden, liegt nicht zum wenigsten der Nutzen, den sie für die Führerausbildung besitzen.

Die Entwicklung dieses Vorstellungsvermögens bildet einen wesentlichen Teil der Generalstabsschulung, es ist unentbehrlich bei der Leitung größerer, über weite Räume verteilter Heeresmassen. Die Gabe raschen Überblicks ist unter den heutigen Verhältnissen, wo der höhere Führer seine Truppen vielfach nur mit geistigem Auge zu überschauen vermag, von besonderem Wert. Sie fehlte Wellington, als er am 16. Juni 1815, dem Tage von Ligny, Blücher Hilfeleistung zusicherte, obwohl er solche nach Maßgabe der augenblicklichen Aufstellung seiner Armee gar nicht zu gewähren imstande war.

Was Clausewitz mit der „ausgelassenen Göttin" im Sinne hat, ist eine Art des Vorstellungsvermögens, welche die Dinge nicht richtig sieht und daher auf eine falsche Fährte führt, und in der Tat hat eine ungeregelte Phantasie im Kriege schon oft den größten Schaden angerichtet. So wurde der unglückliche Mack in seiner vorgefaßten Meinung, die ihn im Jahre 1805 in die Katastrophe von Ulm verstrickte,**) durch seine nicht in der Wirklichkeit fußende Einbildungskraft noch bestärkt.

Als sich ihm am 5. Oktober die wahre Lage zu enthüllen begann, und er nicht länger an einem Vormarsch Napoleons gegen die Donaustrecke Donauwörth—Ingolstadt und somit an einer Umgehung der Illerstellung zweifeln konnte, war er doch keineswegs beunruhigt. Er sieht den Feind bereits zwischen seiner Armee, die sich bei Ulm zusammenzieht, und den Russen eingekeilt und schreibt am 6. dem Kaiser Franz: „Wenn ich jemals Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg gehabt, so habe ich sie jetzt."***) Am 7. verbreitet er sich darüber, wie verzweifelt die Lage des Feindes zwischen zwei feindlichen Armeen sein müsse, und übersieht dabei vollständig, daß die eine, die Napoleon bei Ulm zunächst stand, ihm um mehr als die Hälfte unterlegen und die andere noch weit entfernt war, daß ein bloßes Vorhandensein zweier feindlicher Armeen in seinen Flanken an sich für Napoleon ungefährlich blieb, wenn diese Armeen nicht einheitlich und gleichzeitig handelten, wenn die Österreicher bei Ulm nur dem

*) A. a. O.
**) S. 66.
***) Österr. Mil. Zeitschr. 1877, Bd. 4.

Zeitpunkt des Eintreffens ihres russischen Bundesgenossen, wie Mack schreibt, „mutig entgegenzuharren“*) entschlossen waren. Am 13. Oktober, als die französische Armee vom Lech her konzentrisch auf Ulm anrückte, glaubt er, daß sie sich mit ihren Hauptkräften nach dem Inn gegen die Russen gewandt habe, und als er am 14. den Anmarsch des Feindes über Illereichheim, Weißenhorn und Günzburg erfährt, verfällt er in den Irrwahn, Napoleon gebe die Sache auf und befinde sich in vollem Rückzuge in breiter Front südlich Ulm vorüber nach dem Oberrhein. Jetzt sollte sich, nach Macks Ansicht, sein Festhalten an Ulm glänzend rechtfertigen. Noch war er „vertieft in Betrachtungen über das Außerordentliche dieser Bewegungen des Feindes“,*) als ihn Gerüchte über eine Landung der Engländer bei Boulogne und eine in Frankreich ausgebrochene Revolution sowie seine eigenen Mutmaßungen über ein möglicherweise erfolgendes Eingreifen Preußens in dieser Meinung vom Rückzuge des Feindes bestärkten. Er selbst äußert sich in einem späteren Schreiben, er gebe, ohne zu erröten, zu, daß seine Auffassung „bloß ein Traum gewesen sein möge“,*) dürfe aber wohl mit vollem Rechte fragen: „Welcher kommandierende General oder Generalquartiermeister niemals zu solchen Träumen verleitet worden sei.“*)

Hat die traumhafte, unsoldatische Einbildungskraft dieses Mannes damals schweres Unheil über Österreich gebracht, so trifft einen Teil der Schuld an dem Unglück der preußischen Waffen im Jahre 1806 den Oberquartiermeister des Fürsten Hohenlohe, Oberst v. Massenbach, eine Mack in mancher Hinsicht verwandte Natur. Sein Einfluß auf den Fürsten war während des ganzen Feldzuges kein glücklicher. Bei Prenzlau ließ ihn seine aufgeregte Phantasie vollends Gespenster sehen, und durch falsche Vorstellungen, die er sich von den Franzosen erwecken ließ, gewann er die Überzeugung von der Unmöglichkeit des Weitermarsches und von der Notwendigkeit der Waffenstreckung des preußischen Korps, wiewohl bei größerer Entschlossenheit ein Entkommen nach Stettin noch keineswegs ausgeschlossen war. Clausewitz sagt von Massenbach:**) „Er verriet auf den ersten Blick den Enthusiasten, bei dem Gemüt und Phantasie vorherrschten. Solchen Leuten fehlt es nie an auffassendem und bildendem Verstande, und dieser macht sich bei ihnen stets auf eine blendende Art geltend, aber es fehlt ihnen an Takt, Urteil und kerngesunden Ideen.“

Solche „kerngesunde Ideen“, wie sie nur einer geläuterten Phantasie entspringen, lassen die Einbildungskraft nicht übermächtig werden und schützen am besten vor jener dunkeln Macht der Vorstellung, die unter dem Druck äußerer Einwirkungen und unvorhergesehener Ereignisse sich besonders leicht erregbaren Gemütern aufzwingt.***)

---

*) Österr. Mil. Zeitschr. 1877, Bd. 4.

**) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Gstb. Kriegsg. Einzelschr. Heft 10.

***) Man vergleiche hierüber die lehrreiche Studie des Generals Reisner Frhrn. v. Lichtenstern „Die Macht der Vorstellung im Kriege“. Berlin 1902. Verlag von A. Bath.

Mit Hilfe einer soldatisch geschulten Phantasie wird der Handelnde jederzeit ein bestimmtes Bild der Kriegslage vor Augen haben und dadurch befähigt sein, das dieser Lage Entsprechende zu treffen. Gewiß, bei der im Kriege stets herrschenden Ungewißheit kann dieses Bild täuschen, die getroffenen Anordnungen werden daher oft nicht das unbedingt Beste sein, auf das man verfallen konnte, aber der Erfolg wird ihnen bei entschlossener Durchführung, weil sie auf bestimmten Vorstellungen fußen, selten ganz versagt bleiben.

VI. Der Ehrgeiz ist eine wesentliche Führereigenschaft.

„Alle anderen Gefühle, wie viel allgemeiner sie auch werden können, oder wie viel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideen-Fanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich .... Hat es je einen großen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben, oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?"

Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Napoleon soll einst von sich gesagt haben, er sei nicht ehrgeizig, dann aber sogleich hinzugesetzt haben, „oder wenn ich es dennoch bin, so ist der Ehrgeiz so sehr meiner Natur angemessen, mir derartig Lebensbedingung, daß er dem Blute gleichzuachten ist, das in meinen Adern rollt, und der Luft, die ich atme".*) In diesem Selbstbekenntnis eines großen Feldherrn erscheint der Ehrgeiz als Triebfeder des Handelns auf das schärfste hervorgekehrt. Ohne diese mächtige Triebfeder hätte die Geschichte nicht jene Kette glänzender Feldzüge Napoleons zu verzeichnen, die uns noch heute in Erstaunen setzen, und deren Studium uns eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung bietet, sie würde freilich auch nicht von einem Leipzig und einem Waterloo, von dem jähen Sturze des Imperators zu künden haben. Der Ehrgeiz einer solchen dämonischen Natur konnte eine Welt niederwerfen, konnte ihr zeitweilig seinen Willen aufzwingen, Haltbares zu schaffen aber vermochte er nicht. Das wird stets einem Ehrgeiz versagt bleiben, der lediglich eigensüchtigen Beweggründen entspringt. Uns Soldaten ziemt es sicherlich am wenigsten, an eine solche Erscheinung der Weltgeschichte „mit jener moralisierenden Nüchternheit heranzutreten, welche Menschengröße nur als das Gegenteil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen",**) aber es steht trotzdem fest, daß der krasse Egoismus, von dem Napoleon beherrscht wurde, wenn er ihm auf dem Wege zur höchsten Macht förderlich war, später wesentlich dazu beigetragen hat, daß ihm die Zügel dieser Macht entglitten.

*) Gespräch mit Roederer. Zitiert nach Taine, Origines de la France contemporaine. I.

**) Treitschke, Historisch-politische Aufsätze. 2. Das deutsche Ordensland Preußen.

Auch in König Friedrich war der Ehrgeiz mächtig, aber weil er sich in ihm mit weiser Mäßigung verband, hat er ihm nur geholfen, haltbare Dinge zu vollbringen. Als der König 1740 zur Besitzergreifung Schlesiens schritt, sprach er zu den Offizieren der Berliner Regimenter vor dem Ausmarsch von dem „Rendezvous des Ruhms", zu dem sie sich begaben, und er gestand, daß ihn leidenschaftliche Ruhmbegierde, das Verlangen, sich einen Namen zu machen, dazu getrieben hätten, die Hand nach Schlesien auszustrecken. Ende Dezember 1740 schreibt er, daß er die Beschäftigungen, denen er im Felde obzuliegen habe, gern anderen überlassen würde, wenn nicht dieses Phantom, Ruhm genannt, ihm allzuoft erschiene. „In der Tat eine Tollheit, aber eine Tollheit, von der es sehr schwer ist, loszukommen, wenn man einmal davon besessen ist."*) Friedrichs neuester Biograph kennzeichnet dieses „Phantom", dem der junge König damals nachging, treffend, wenn er sagt:*) „Es war ein Ehrgeiz, beglaubigt durch die Weihe der Kraft und geadelt vor allem dadurch, daß er sich erwärmte an der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe. Denn unzertrennlich von dem persönlichen Ehrgeiz war in Friedrichs Brust die edle Leidenschaft, seinem Volke vor Europa Achtung zu verschaffen, die ungünstigen Eindrücke der vorangegangenen Zeiten zu verwischen, die Natur des Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich endgültig zu bestimmen, sein Preußen einzuführen in die Reihe der großen Mächte."

Es war der „Ehrgeiz der Macht", den Ranke eines der kräftigsten Motive der Weltbewegung genannt hat, der den König beherrschte, und an den, ebensowenig wie an irgend eine politische Machtfrage, der Maßstab gewöhnlicher bürgerlicher Moral gelegt werden darf. Nur die Apostel des ewigen Friedens in ihrer Verkennung aller das staatliche Leben beherrschenden realen Bedingungen sehen das nicht ein. Den richtigen Maßstab aber für den sittlichen Gehalt des Ehrgeizes, wie er in König Friedrich lebte, gibt uns eben dieses sein Aufgehen in der Staatsidee. War für Napoleon Frankreich nur ein Mittel zur Verwirklichung eigensüchtiger Machtpläne, in denen er kein Maß zu halten wußte, so war König Friedrich schon im zweiten Schlesischen Kriege nur bestrebt, das Gewonnene zu erhalten, und im Siebenjährigen Kriege zog er wider seine Neigung das Schwert, um dem Anfall seiner Gegner zuvorzukommen. Dieser höchste und edelste Ehrgeiz, sich ganz dem Staate zum Opfer zu bringen, hat ihn dann zu jener unvergleichlichen Kühnheit kriegerischen Handelns befähigt, deren schon gedacht wurde.**) Mit den Worten: „als König leben, denken, sterben" hat er selbst die Richtschnur seines Handelns bezeichnet, und nur bei solcher Denkweise war es möglich, in dem Kampfe gegen fast ganz Europa, den er im Falle eines ungünstigen Ausgangs nicht zu überleben fest entschlossen war, nicht zu verzagen. Auch hierin zeigt sich ein grundsätzlicher Unterschied mit Napoleon

*) Koser, König Friedrich der Große. I.
**) S. 8.

der nicht nur den Untergang seiner Macht überlebte, sondern in dem sich auch nach seinem ersten Sturze der Abenteurer darin zeigte, daß er, der in zahllosen Schlachten dem Tode ins Angesicht geschaut hatte, in unwürdiger Weise der Gefahr zu entfliehen suchte.

So liefert uns denn König Friedrich, mit Napoleon verglichen, unstreitig das schönere Vorbild kriegerischen Ehrgeizes, und zwar eines solchen, der dadurch, daß er einer großen Sache dient, gewissermaßen unpersönlich bleibt. Ein derartiger Ehrgeiz lebte auch in Naturen wie Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, die selbst in der trübsten Zeit nicht am Vaterlande verzagten. Ein solcher hat Lee befähigt, wiewohl er im Herzen den Abfall der Südstaaten nicht guthieß, dennoch als deren Heerführer im nordamerikanischen Sezessionskriege Großes zu leisten, und Moltke noch in vorgerücktem Lebensalter seines verantwortlichen Amtes ruhmreich walten lassen. Das Geheimnis erfolgreichen Wirkens solcher Männer beruht darin, daß sie nicht nur große Soldaten, sondern auch im vollsten Sinne das waren, was die Franzosen als „grands citoyens“ bezeichnen. Sie waren nicht selten im alten Frankreich, wo unzweifelhaft der Marschall Turenne einer der bedeutendsten von ihnen ist. Von ihm sagt Ranke,*) niemand habe unter Ludwig XIV. für die Erhebung der französischen Monarchie nach innen und nach außen mehr getan. „Niemand war entfernter davon, Reichtümer für sich selbst zu sammeln. Er sprach nie von sich, bescheidenere und wahrhaftigere Memoiren gibt es nicht als die, welche er von einigen seiner Feldzüge hinterlassen hat. Er war einer von den Menschen, die inmitten einer großen und weltumfassenden Tätigkeit in der Anschauung großer Ziele sich selbst vergessen.“

Ein gemeinsames großes Ziel hat zuzeiten bei hervorragenden Charakteren sogar in Koalitionskriegen die in ihnen sonst fast immer fehlende Einheit des Handelns ermöglicht. Die vernichtenden Schläge gegen Ludwig XIV. kamen im spanischen Erbfolgekriege nur dadurch zustande, daß Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough in Eintracht handelten. Die Grundlage ihres Verkehrs bildete wechselseitige Hochschätzung, die in vollendet ritterlicher Art zutage trat. Die große Bescheidenheit des Prinzen Eugen und die ihm eigene rückhaltlose Anerkennung fremden Verdienstes haben sehr wesentlich dazu beigetragen, dieses schwierige Verhältnis der Nebenordnung günstig zu gestalten. Der beiden Feldherren eigene staatsmännische Blick ließ sie stets über die Nebendinge zugunsten der Hauptsache hinwegsehen, und ihr Verdienst erscheint um so größer, wenn man sich das Gezänk zwischen den Feldherren der gegen Friedrich den Großen verbündeten Mächte vergegenwärtigt, das sich durch den ganzen Siebenjährigen Krieg hindurchzieht, und wenn man der Schwierig-

*) Französische Geschichte III. 11. Buch, 2. Kap.

keiten gedenkt, die sich 1813 und 1814 einem einheitlichen Handeln der gegen Napoleon verbündeten Heere entgegenstellten.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß die große Machtbefugnis, mit der eine hohe Kommandostelle ausgerüstet ist, den Ehrgeiz ihres Trägers leicht in Bahnen lenkt, die der Sache nicht förderlich sind. Das berechtigte Selbstgefühl, das eine hohe Stelle mit sich bringt, hat sich aber stets dem allgemeinen Interesse unterzuordnen. Diese Unterordnung wird sich dort leicht vollziehen, wo der Monarch selbst die Zügel der Heerführung in der Hand hat; wo solche feste Leitung von oberster Stelle aber fehlt, werden immer die Eifersüchteleien einzelner Führer sich Geltung zu verschaffen suchen. Der Hader unter den preußischen Generalen bei der Armee des Prinzen von Preußen hat 1757 nach der Schlacht von Kolin hauptsächlich das Unheil verursacht, das dieser Armee auf ihrem Rückzug aus dem östlichen Böhmen nach der Lausitz widerfuhr. Noch mehrfach hat sich dann während des Siebenjährigen Krieges gezeigt, daß dieselben Truppen, die unter dem Könige Vortreffliches leisteten, in seiner Abwesenheit unter den Eifersüchteleien seiner Generale zu leiden hatten.

Noch schärfer sind solche persönliche Gegensätze unter Napoleon zutage getreten. Hier ließ kein Gefühl der Treue an einen angestammten Monarchen die Unterordnung unter seinen Willen als etwas Selbstverständliches erscheinen, einzig die von allen gefühlte Überlegenheit des Heeresfürsten hielt die Autorität aufrecht. Wo er nicht persönlich zur Stelle war, betrachteten sich seine Unterführer alsbald wieder als gleichgestellte Generale, wie sie es unter der Republik gewesen waren. Marschall Marmont sagt,*) niemand außer dem Kaiser selbst habe in der Armee die nötige Autorität besessen, mehrere Armeekorps zu kommandieren, an deren Spitze Marschälle standen. Napoleon sollte das im Jahre 1813 schmerzlich zum Bewußtsein kommen. Er gestand: „Ma présence était indispensable partout où je voulais vaincre. C'était là le défaut de ma cuirasse. Pas un de mes généraux n'était de force pour un grand commandement indépendant.“**)

Am deutlichsten offenbarte sich das 1811 bei dem Rückzuge von Portugal nach Spanien, wo sich der Marschall Ney weigerte, den Befehlen des Oberkommandierenden, Marschalls Massena, Folge zu leisten. Ney ging so weit, seinen Divisionskommandeuren die Befolgung der Befehle des Oberkommandos zu verbieten. Die Aufforderung Massenas, das Kommando über sein Armeekorps niederzulegen, beantwortete er mit dem Hinweis, es sei ihm vom Kaiser übertragen und könne ihm daher auch nur vom Kaiser genommen werden. Massena mußte ihm schließlich auf das bestimmteste befehlen, sich bis zum Eintreffen näherer Weisungen des Kaisers, der von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt worden war, hinter die Front zu begeben.

*) Denkwürdigkeiten. Band 5.

**) Äußerung zu dem englischen Kommissar Sir Neil Campbell. Zitiert nach Pierron, Méthodes de guerre I.

Das volle Gegenteil zu solcher Äußerung persönlicher Empfindlichkeit, die nicht einem auf Großes gerichteten Ehrgeiz, sondern kleinlicher Ehrsucht entsprang, bietet das Beispiel des Generals Canrobert im Krimkriege. Er trat freiwillig vom Oberkommando der französischen Armee zurück und unter den Befehl des im Dienstalter jüngeren Generals Pelissier, der bisher ein Armeekorps unter ihm geführt hatte, und übernahm die Führung, nicht einmal eines Armeekorps, sondern die seiner früheren Division. Entsprang diese Entsagungsfähigkeit auch wesentlich der Scheu vor der Verantwortung, der sich der General in der Stelle des Oberkommandierenden nicht gewachsen glaubte, so spricht es doch von der Vortrefflichkeit des Charakters Canroberts, daß er willig die größere Energie Pelissiers anerkannte und den eigenen Ehrgeiz so ganz vor der Sache zurücktreten ließ. Ähnlich handelten die höheren russischen Führer in Sewastopol. Der Festungskommandant, Generalleutnant Moller, und der älteste anwesende Admiral Nachimow erkannten willig die überlegene Tatkraft des jüngeren Admirals Kornilow an und übertrugen ihm die eigentliche Leitung der Verteidigung, indem ihn Moller zum Chef des Festungsgeneralstabes bestimmte. Kornilow nahm dann den Oberstleutnant Totleben als ersten Ingenieuroffizier in den Stab auf und überließ ihm alsbald alle wesentlichen Anordnungen.*) Dadurch war der rechte Mann, der die Seele der Verteidigung wurde, am rechten Platz und doch zugleich die militärisch-hierarchische Gliederung in der äußeren Form gewahrt. Durch ein freiwilliges Übereinkommen wurde hier erreicht, was in der englischen Armee durch Verleihung des sogenannten „Local Rank“ vorgesehen ist. Rußland aber hat der Selbstlosigkeit dieser Männer viel zu danken.

Das Wohl der Gesamtheit fordert öfter das Zurückdämmen der Einflüsterungen des persönlichen Ehrgeizes, so schwer es auch sein mag, denn „von allen großartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heißen Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keins so mächtig und konstant, wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz“ und „Ruhmsucht“ durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mißbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewiß zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele gibt.“**)

Die unwürdigen Nebenvorstellungen, die der Sprachgebrauch, wie Clausewitz hier äußert, mit dem Seelendurst nach Ruhm und Ehre verbindet, gehören vergangenen Zeiten an. Sie passen auf die Unternehmeroffiziere und die Söldnerheere, darum haftet ihnen etwas Landsknechthaftes an. Aus diesem Grunde vergleicht Taine***)

*) General v. Schilder, Leben Totlebens.
**) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.
***) A. a. O.

noch Napoleon mit den italienischen Condottieri des 15. Jahrhunderts, nur daß er auf einem sehr viel größeren Schauplatze zu wirken vermochte. In einem Heere, das auf der allgemeinen Dienstpflicht fußt, und das nur für nationale Ziele Verwendung findet, kann der Seelendurst nach Ruhm und Ehre mit unwürdigen Nebenvorstellungen nicht wohl vermengt sein. Er findet keinen Raum zur Betätigung im Sinne der älteren Auffassung rein berufsmäßigen Soldatentums. Das übersehen diejenigen, denen auch bei uns noch immer Napoleon als das unerreichte Vorbild eines großen Führers vorschwebt. Er ist der Schöpfer des modernen Krieges; wir können daher seine Feldherrngaben vollauf bewundern, können uns packen lassen von der dämonischen Macht dieses Eroberers, unbeirrt durch die Leiden, die er einst über unser Vaterland heraufbeschworen hat, aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß bei ihm der „Mißbrauch der stolzen Sehnsucht die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorgebracht hat". Die geheimen Triebfedern seines Ehrgeizes können daher die unsrigen nicht sein, hüten wir uns vielmehr vor dem übertriebenen Kultus dieses Übermenschen, verschließen wir unser Ohr solchen, die, indem sie ihn höher stellen als alle unsere nationalen Helden, im Grunde nur für sich selbst ein wenig Übermenschtum geltend machen wollen. Diese kleinen Napoleons sind jedenfalls in die gewaltige Technik seiner Heerführung nicht eingedrungen, ihnen möchten wir uns im Kriege nicht anvertrauen. Schon darin, daß die Franzosen sich neuerdings wieder mit besonderem Eifer dem Napoleonkultus zuwenden, müßten wir ein Zeichen sehen, daß sich von der Glorie des ersten Kaiserreiches deutsches Wesen nicht blenden lassen darf.

Dem heutigen französischen Offizier kann man es allerdings nicht verargen, wenn er mit besonderer Vorliebe bei der napoleonischen Zeit mit ihrem hohen kriegerischen Glanz verweilt, und man wird ihm zugute halten müssen, wenn er dabei übersieht, daß der vergötterte Korse niemals im Herzen französisch fühlte, daß für ihn die Herrschaft über Frankreich nur die Vorstufe zur Weltherrschaft war. Die Franzosen werden sich der geschichtsphilosophischen Auffassung Taines, der es gewagt hat, seinen Landsleuten diese Wahrheit zu verkünden, stets grundsätzlich verschließen. Sie hängen zu sehr an dem äußeren Schein, an der „gloire" des Kaiserreiches.

Die Ruhmbegierde ist zwar bei diesem leicht erregbaren Volke stets besonders hervorgetreten. So schreibt der Marschall von Belle-Isle im Jahre 1749 an seinen Sohn, den Grafen von Gisors: „Aimez la gloire; que le désir de l'obtenir soit toujours ardent. Cette passion de la gloire m'a soutenu dans la carrière difficile que j'ai parcourue."*) Diese Worte finden sich in einer Denkschrift, die der Marschall für seinen Sohn verfaßte, als dieser im Alter von 17 Jahren das Kommando des Regiments Royal-Champagne übernahm. Mit Recht sagt Rousset

*) Camille Rousset: Le comte de Gisors. 4. Aufl. 1888. S. 35.

von diesem Schriftstück, daß jeder Soldat, der von der hohen moralischen Bedeutung seines Berufs durchdrungen sei, mit Freude von ihm Kenntnis nehmen würde. In dieser Denkschrift findet sich nichts von abenteuerlicher Ruhmbegier, sie ist vielmehr durchdrungen von einem weitherzigen patriotischen Bürgersinn, wie er unter den Mitgliedern des hohen französischen Adels gerade zur Zeit des Verfalls des Königtums unter Ludwig XV. mehrfach anzutreffen ist, und der Marschall liefert den Beweis daß man im alten Frankreich den Begriff der „gloire“ zum Teil doch anders faßte als unter der Republik und unter Napoleon.

Echter Ehrgeiz im besten Sinne entspringt dem Streben nach Betätigung in einer großen Sache und wird danach trachten, es hierin der Menge zuvorzutun. Er ist ohne innere Vornehmheit nicht denkbar. „Vaterlandsliebe, Ideenfanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art .... können den ganzen Haufen im allgemeinen erregen und höher stimmen, geben aber dem Führer nicht das Verlangen, mehr zu wollen als die Gefährten, das ein wesentliches Bedürfnis seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz tut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigentum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nützen strebt, wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt sät, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen.“ *)

Solches Verlangen, „mehr zu wollen als die Gefährten“, ist recht eigentlich das Kennzeichen für jeden, der sich aus der Masse hervorhebt; nur das Streben, Vorzügliches zu leisten, berechtigt wahrhaft zur Führerschaft, gibt jenes Eigentumsrecht auf den einzelnen kriegerischen Akt, in dem die innere Errungenschaft für den Führer besteht. Sie ist in den höheren Graden in der neueren Kriegführung, wo der Führer seine Truppen mit leiblichem Auge nicht mehr zu übersehen vermag, weit mehr als früher geistiger Natur. Die Gedankenarbeit tritt hier in den Vordergrund. Jeder kriegerische Akt hat ein scharfes Durchdenken der Lage zur Voraussetzung und erfordert die Gabe, den Gedanken sofort in die Tat umzusetzen. Der Marschall Soult bezeichnet sie mit den Worten: „Ce qu'on appelle une inspiration, n'est qu'un calcul rapidement fait.“ **) Solches Denken unterscheidet sich wesentlich von jedem abstrakt-philosophischen Denken. Darum sind die gelehrten, philosophisch veranlagten Köpfe den Aufgaben des Krieges fast niemals gewachsen. Dieses besondere kriegsmäßige Denk- und Vorstellungsvermögen kann, vorausgesetzt, daß einige Anlage dafür vorhanden ist, durch fortgesetzte Übung entwickelt werden, wie wir solches durch taktische Aufgaben, Kriegsspiel und Übungsreisen anstreben. Ohnehin treten in der Zeit bewaffneten Friedens und der Eisenbahnen die kriegerischen Aufgaben mit solcher

*) Vom Kriege, I. Buch, 3. Kap.

**) Zitiert nach Pierron a. a. O.

Plötzlichkeit an uns heran, daß man das erworbene „Eigentum" nur dann „auf die beste Weise nützen" kann, wenn man schon im Frieden alle Vorbereitungen trifft, „mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt sät".

Um alsdann „reichlich zu ernten", bedarf es ferner in allen Führerstellen „dieser Art von Industrie, dieses Wetteifers, dieses Sporns, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen". Darum sind bedeutende Feldherren stets bestrebt gewesen, den Ehrgeiz ihrer Unterführer zu wecken. Friedrich der Große rühmte sich, die Armee im Frühjahr 1745 nach dem mißlungenen Böhmischen Feldzuge des Vorjahres wieder auf seinen Ton gestimmt zu haben; nach der Hohenfriedeberger Schlacht schreibt er, daß „die Armee sich fürpassieret hat", und nach dem Heldenstück von Soor hält er dafür, daß seinen Truppen keine Schwierigkeit unüberwindlich sei. Wetteifernd überboten sich seine Offiziere darin, sich hervorzutun. In berechtigtem Stolze auf die bisherigen Leistungen seines Heeres schreibt er daher nach dem zweiten Schlesischen Kriege: „Ein General, so bei andern Völckern vor verwegen passiret, thut bey uns nur was nach den ordinairen Regeln erfordert wird, er kann alles wagen und unternehmen, was Menschen zu executiren möglich ist."*) Seine Generale haben ihm, wo sie größere selbständige Kommandos zu führen hatten, während des Siebenjährigen Krieges vielfach nicht genügt, aber „was Menschen zu executiren möglich war", haben sie gleichwohl versucht.

Napoleons Handeln fand in dem kriegerischen Ehrgeiz, der im Revolutionsheere lebte, einen günstigen Boden. Die innere Gärung hatte zahlreiche tüchtige Elemente in die Armee getrieben, und der sich in ihr betätigende Ehrgeiz trägt zum großen Teil einen echt ritterlichen Zug. Es ist nicht richtig, wenn die Habgier als Hauptbeweggrund der französischen Führer jener Zeit hingestellt wird, wenn sie auch bei einer großen Anzahl von ihnen wesentlich mitsprach. Immerhin darf man auch hierbei nicht übersehen, daß zwanzigjähriges Kriegsleben den Menschen verwildern muß. Entfesselt und in seiner Richtung bestimmt wurde dieser Ehrgeiz aber im wesentlichen doch erst durch die belebende Kraft, die sich vom Kaiser auf die Unterführer und durch diese auf die Truppe übertrug. Selbst an den deutschen Rheinbundskontingenten bewährte sich diese Kraft. Sie erwiesen sich dem großen Feldherrn dankbar, der sie aus der Enge kleinstaatlicher Verhältnisse auf die Ruhmesbahn des großen Krieges geführt hatte. Der Zauber des Sieges weckt stets einen Ehrgeiz, der der Kriegshandlung einen mächtigen Schwung verleiht. Solche Wirkung zeigte sich auch bei unserem Heere im Kriege 1870. Es trat in ihn ein im vollen Bewußtsein, daß seiner schwere Aufgaben harrten, aber auch im Vollgefühl seiner auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 betätigten Stärke. Der edle Wetteifer unserer Generale, an den Feind zu kommen und sich wechselseitig zu unterstützen, hat denn auch die

*) General-Principia vom Kriege. 1. Artikel.

schönsten Früchte getragen und vorübergehende Spannungen stets glücklich beseitigt. Es war kein bloßer Zufall, daß dem General v. Alvensleben und seinem III. Armeekorps die Ruhmestat von Vionville wurde. Mit Recht ist gesagt worden: „Wonach einer recht mit allen Kräften ringt, das wird ihm, denn die Sehnsucht ist nur der Ausdruck dessen, was unserm Wesen gemäß ist.“*) So schafft sich auch echt kriegerischer Ehrgeiz vor dem Feinde Geltung.

Ihn im Frieden in seiner reinen Form zu wecken und vor allen schädlichen Auswüchsen zu bewahren, ist eine Pflicht aller Vorgesetzten. Hierbei ist wohl zwischen bloßer Befriedigung der Eitelkeit und dem Lohn, den jedes wahre Streben zu fordern berechtigt ist, zu unterscheiden. Zwar ist das Wirken für die Sache selbst der beste Lohn, der Ehrgeiz an sich bietet Befriedigung, entspringt er doch dem Bedürfnis, sich der eigenen Persönlichkeit erst recht bewußt zu werden. Allein um dauernd mit Erfolg im Frieden zu wirken, kann keiner von uns der Anerkennung von oben entbehren. Es liegt in der Natur jeder tüchtigen Persönlichkeit, daß sie danach trachtet, sich zur Geltung zu bringen. Der Friedensdienst bietet jedoch nur in beschränktem Maße Ziele des Ehrgeizes höherer Art, und die Aussicht auf dereinstige kriegerische Leistungen scheint in unabsehbare Ferne gerückt. Mancher zweifelt daran, ob es ihm überhaupt jemals beschieden sein wird, solche zu vollführen. Gerade die recht eigentlich für den Krieg geschaffenen Naturen empfinden daher zeitweise ihr militärisches Friedensdasein wie eine fortgesetzte Lüge, und allein das Gefühl erfüllter Pflicht vermag über dieses Empfinden hinwegzuhelfen. Da liegt für weniger starke Charaktere die Versuchung sehr nahe, sich an den kleinen und scheinbaren Triumphen des Friedensdienstes genügen zu lassen.

Es ist Sache der Vorgesetzten, es nicht dahin kommen zu lassen, sondern den Blick ihrer Untergebenen stets auf das Kriegsgemäße zu richten. Nur so werden wir im Sinne Friedrichs des Großen handeln, der für seinen Nachfolger auf dem Throne die Worte niederschrieb: „Die Ehre, die Ruhmbegierde und das Wohl des Vaterlandes müssen die begeistern, die sich dem Waffendienste widmen, ohne daß häßliche Leidenschaften solch edle Gesinnungen beschmutzen; mit solchen Eigenschaften werden Soldaten achtbar, und ich sehe in ihnen nur Stützen des Reiches und Bollwerke des Staates.“**)

*) Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele.

**) Mil. Testament von 1768. v. Taysen, Friedrich des Großen militärische Schriften. S. 215.

VII. Nur ein starkes Gemüt widersteht den Eindrücken des Krieges.

„Ein starkes Gemüt ist nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist."

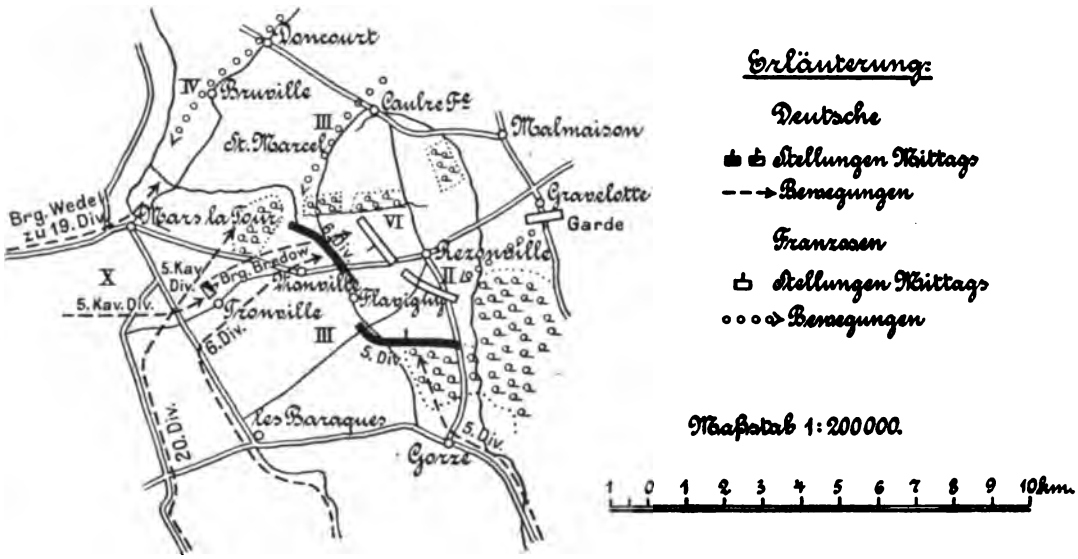
Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Der Krieg stellt als das Gebiet der Gefahr, der körperlichen Anstrengungen und der Ungewißheit fortgesetzt die höchsten Anforderungen an die Seelenstärke des Führers, am meisten aber bedarf er ihrer unter den Eindrücken des Kampfes selbst. „Solange eine Truppe voll guten Mutes, mit Lust und Leichtigkeit kämpft, ist selten eine Veranlassung da, große Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen; sowie aber die Umstände schwierig werden — und das kann, wo Außerordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben — so geht die Sache nicht mehr von selbst, wie mit einer gut eingeölten Maschine, sondern die Maschine selbst fängt an Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die große Willenskraft des Führers. Unter diesem Widerstande wird man sich nicht gerade Ungehorsam und Widerrede denken, wiewohl auch diese bei einzelnen Individuen häufig genug vorkommen, sondern es ist der Gesamteindruck aller ersterbenden physischen und moralischen Kräfte, es ist der herzzerreißende Anblick der blutigen Opfer, den der Führer in sich selbst zu bekämpfen hat und dann in allen anderen, die unmittelbar oder mittelbar ihre Eindrücke, ihre Empfindungen, Besorgnisse und Bestrebungen in ihn übergehen lassen. So wie die Kräfte in dem Einzelnen ersterben, diese nicht mehr vom eigenen Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Inertie der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller anderen von neuem entzünden; nur insoweit er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; sowie das aufhört, sowie sein eigener Mut nicht mehr stark genug ist, den Mut aller anderen wieder zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Mut und die Seelenstärke des Führers im Kampfe zu überwinden haben, wenn er ausgezeichnetes leisten will. Sie wachsen mit den Massen, und so müssen also die Kräfte auch zunehmen mit der Höhe der Stellen, wenn sie den Lasten angemessen bleiben sollen."*)

*) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

Die hier von Clausewitz erwähnten Eindrücke stürmten auf die deutschen Führer am 16. und am 18. August 1870 mit einer bei der früheren Waffenwirkung nicht gekannten Stärke ein.

Als General v. Alvensleben am 16. August im Verlauf der einleitenden Kämpfe den Eindruck gewann, daß er weit überlegene Kräfte, vielleicht sogar die ganze französische Rhein-Armee vor sich habe, trug er dennoch kein Bedenken, die Schlacht mit verwandter Front durchzukämpfen, wiewohl er hierzu vorläufig im wesentlichen nur über sein eigenes III. Armeekorps verfügen konnte. Er war nur bedacht, „das



physische Mißverhältnis der Kräfte durch die moralische Kraft des Angriffs auszugleichen.“*) Bis 12^{30} nachmittags gelang es denn auch, das 2. französische Korps zurückzuwerfen, doch dieses fand Aufnahme durch eine Division der Kaiserlichen Garde und das 6. Korps, auch machte sich der Anmarsch des 3. französischen Korps gegen den in den Tronviller Büschen befindlichen linken deutschen Flügel in bedenklicher Weise bemerkbar. Es bedurfte hier des Einsatzes der letzten verfügbaren Infanteriereserven. Über die Lage gegen 2^{00} nachmittags schreibt General v. Alvensleben: „Das Azendant, welches das III. Armeekorps bisher über den Feind sich erkämpft

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 18. Das Generalkommando III. Armeekorps bei Spichern und Vionville. Aufzeichnung des Generals v. Alvensleben.

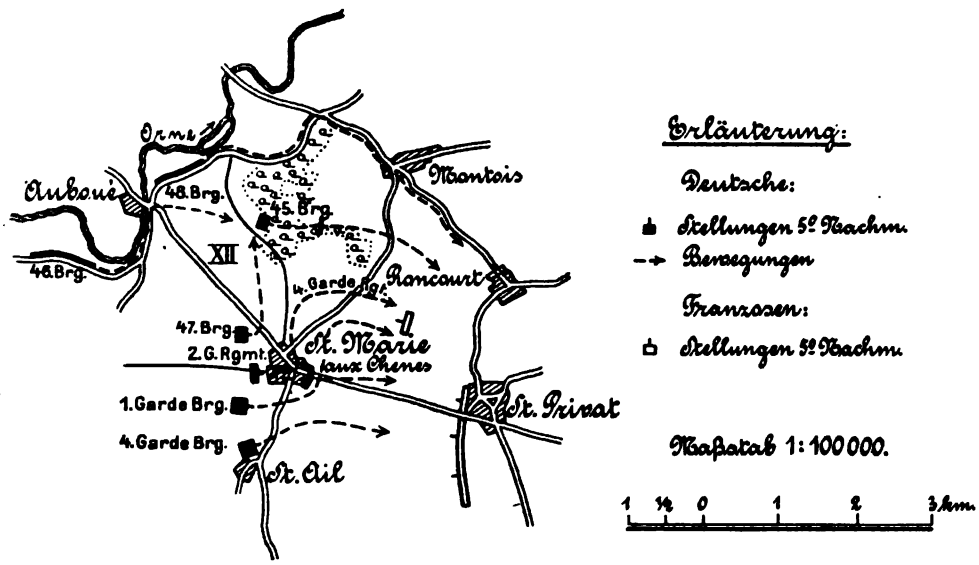
und erhalten hatte, erschien unter bemerkbaren Offensivvorbereitungen des Feindes der 6. Infanterie-Division gegenüber bedroht. . . . . Es erschien ziemlich gleichgültig, ob der Feind in seinem Abmarsche nach Westen etwas mehr oder weniger westlich aufgehalten wurde, und war deshalb eine etwaige rückwärtige Bewegung vorgesehen und überlegt. Der Gedanke aber, unsere Verwundeten und das Schlachtfeld dem Feinde zu überlassen, war unerträglich. . . . . Das Aufgeben des Aszendant wäre ein Wagnis für den Ausgang des Tages gewesen, wogegen kleinere Wagnisse verschwanden. Ich beschloß deshalb, dem Feinde mit weiterem Angriffe zuvorzukommen, und zwar mit der Kavallerie, da die 6. Infanterie-Division ihre bedeutenden Verluste und der Ermüdung der Leute wegen dazu nicht mehr imstande war."

Es erfolgte daher jetzt die berühmte Attacke der Kavallerie-Brigade Bredow, die dem schwer bedrängten linken Infanterieflügel nördlich Vionville Luft machte und das Vorgehen der Franzosen ins Stocken geraten ließ. Das Eingreifen des X. Armeekorps zur Linken des III. brachte dann die ersehnte Entlastung, und es gelang, trotz einzelner Rückschläge auch beim X. Armeekorps die Schlacht defensiv glücklich durchzufechten.

Die überlegene Tragweite des Chassepotgewehres war vor dem Kriege den Deutschen wohl theoretisch bekannt, die ersten Erfahrungen über die Wirkung eines annähernd modernen Bleiregens auf dem Schlachtfelde aber konnten sie natürlich nur auf diesem selbst machen. Das Chassepotfeuer hat am 16. August beim III. Armeekorps gewaltig aufgeräumt, allein die Infanterie wurde durch eine vortrefflich wirkende und geschickt geführte Artillerie ausgiebig unterstützt. Die Lage forderte jedoch eine Fesselung des weit überlegenen Feindes und das konnte nur durch Herantragen des Angriffs auf wirksame Schußweite des Zündnadelgewehrs bewirkt werden. Anders lagen die Verhältnisse für die 1. Garde-Infanterie-Division bei St. Privat am 18. August, wo Reibungen verschiedener Art ein gedeihliches Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie nicht zustande kommen ließen.

Als General v. Pape vom kommandierenden General des Gardekorps den Befehl erhielt, mit seiner um St. Marie versammelten 1. Garde-Division an und nördlich der Chaussee vorgehend St. Privat anzugreifen, machte er auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die diesem Angriff auf dem völlig offenen, glacisartig zum Dorfe ansteigenden Hange entgegenstanden, zumal das massiv gebaute Dorf noch nicht unter Artilleriefeuer genommen, der Feind daselbst sonach noch völlig unerschüttert sei, auch die mit der Umfassung des rechten feindlichen Flügels betrauten Sachsen noch weit zurück wären. Da indessen die 4. Garde-Infanterie-Brigade bereits südlich der Chaussee zum Angriff vorging, blieb es bei dem gegebenen Befehle. Unter verheerendem frontalem und flankierendem Feuer des Feindes überschritt die 1. Garde-Infanterie-Brigade die Chaussee und entwickelte sich nördlich von dieser St. Privat gegenüber. Ihre beiden Regimenter gelangten schließlich, stark gelichtet und vielfach untereinander vermischt,

in einer einzigen Schützenlinie bis auf 500 und 600 m an das Dorf heran, ihr rechter Flügel etwa 600 m nördlich der Chaussee. In die Lücke zwischen der 4. und 1. Garde-Infanterie-Brigade wurde alsdann vom Divisionskommandeur das 2. Garde-Regiment eingeschoben, das sich unter schwersten Verlusten an den Feind heranarbeitete. Auf dem gegen Roncourt zurückgebogenen linken Flügel der 1. Garde-Infanterie-Brigade rückte das 4. Garde-Regiment ein. Dieses hatte seine erste Entwicklung gedeckt in einer von St. Marie nach der Orne hinziehenden Schlucht vornehmen können



und erreichte die Feuerlinie mit ungleich geringeren Verlusten als die übrigen Regimenter der Division.*)

Den tapferen Bataillonen war es gelungen, sich auf Schußweite des Zündnadelgewehrs am Hange von St. Privat, den Ort umklammernd, einzunisten. Ihre Angriffskraft war damit zunächst erschöpft. Doch auch der Feind war schwer erschüttert, und als schließlich die Umfassung durch die Sachsen immer drohender wurde, auch die Artillerie kurze Zeit St. Privat, dieses Bollwerk des rechten feindlichen Flügels, unter

*) Die Verluste der Regimenter entfallen zum weitaus größten Teil auf das erste Vorgehen bis in die bezeichnete Feuerstellung am Hange von St. Privat. Es büßten am 18 August ein:

1. Garde-Regiment z. F.	. . . . .	36 Offiziere,	1056 Mann
3. " "	. . . . .	36 "	1060 "
2. " "	. . . . .	39 "	1076 "
4. " "	. . . . .	29 "	524 "

Feuer genommen hatte, erhoben sich die gelichteten Schützenschwärme der Garde zu einem letzten entscheidenden Sturm auf das Dorf.

Die Wirkung des noch ungebrochenen feindlichen Feuers während des Vorgehens seiner Bataillone schildert der Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, Generalmajor v. Kessel, sehr anschaulich, wie folgt:

„Schützen wie Kolonnen mußten sich öfter niederwerfen, um Atem zu schöpfen; ich muß es anerkennen, daß ein Zuruf sie immer schnell wieder in die Höhe brachte und die Bewegung vehement fortgesetzt wurde..... Die einzelnen Leute gingen meist vorgebeugt, mit abgewandtem Gesicht, immer als wenn sie vor einschlagendem Hagelwetter Schutz suchen wollten. Der Gesichtsausdruck bei den Leuten war oft ganz entstellt, das furchtbare und unvermindert anhaltende Feuer übte unverkennbar seine entsetzliche Wirkung auch in moralischer Beziehung aus. Ich befahl nun, daß alle Spielleute fortgesetzt blasen und alle Tambours schlagen sollten, ich selbst rief unausgesetzt, so laut ich konnte, nichts als: vorwärts."*)

Aus diesen Worten geht deutlich hervor, welchen schweren Proben das Gemüt eines Führers im heutigen Gefecht, das Stunden überdauert, ausgesetzt ist. Bei Vionville sowohl wie bei St. Privat begannen „die Kräfte des einzelnen zu ersterben", und auf dem Willen der Führer lastete nach und nach die ganze Inertie der Masse. Noch höhere Ansprüche als selbst im schwersten Angriffsgefecht, treten an den Führer heran, wenn der Kampf eine ungünstige Wendung nimmt. Wehe ihm, wenn es dahin kommt, daß sich „an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller anderen nicht mehr entzündet, wenn er nicht mehr über die Masse gebietet und ihrer Herr zu bleiben vermag."

Als bei Belle Alliance gegen 7^{00} abends der erste Angriff der Preußen gegen die rechte Flanke der französischen Armee vorübergehend zum Stehen gekommen war, setzte Napoleon seine letzte Reserve, zehn Bataillone alter Garde ein, um durch einen wuchtigen Angriff den linken Flügel Wellingtons einzudrücken. Als dieser letzte verzweifelte Versuch, das Schicksal des Tages zu wenden, scheiterte, als die auserlesene Truppe, an deren Adlern der Ruf der Unbesiegbarkeit haftete, zurückflutete, entrang sich dem Kaiser der Ruf: „C'est fini". Er drückte damit aus, daß der Augenblick gekommen war, wo ihn die Masse zu sich hinabziehen mußte in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt.

Als bei Königgrätz die österreichische Nord-Armee unter dem Druck des doppelt umfassenden preußischen Angriffs zusammenbrach, verließ Benedek das Schlachtfeld erst mit der letzten noch geschlossenen Infanterie-Brigade, die bestimmt war, den zur Deckung des Rückzuges eingesetzten Kavallerie-Divisionen als Rückhalt zu dienen. Er

*) Kunz, Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Der Kampf um St. Privat la Montagne.

durchritt alsdann die lange Artillerielinie, die der preußischen Verfolgung Halt gebot, und setzte sich mit seinem arg zusammengeschmolzenen Stabe überall rücksichtslos der Gefahr aus. „Nie hatte er in seinen Feldzügen kühner dem Tode ins Antlitz geschaut. Er wurde später gefragt, ob er eine feindliche Kugel gesucht habe; er verneinte es mit den Worten: Ich habe gar nicht an mich gedacht, meine Gedanken waren nur mit meinen Soldaten.“ *)

Auf alle großen Entscheidungsschlachten finden die Worte Anwendung: „Man findet also, daß der Besiegte sich viel tiefer unter die Linie des ursprünglichen Gleichgewichts hinuntersenkt, als der Sieger sich über sie erhebt; darum haben wir, wenn wir von der Wirkung des Sieges sprechen, hauptsächlich diejenige im Auge, welche sich bei dem besiegten Heere kund tut. Ist diese Wirkung in einem Gefechte von großem Umfang stärker, als in einem von kleinem, so ist sie in der Hauptschlacht wieder viel stärker als in einem untergeordneten Gefecht. Die Hauptschlacht ist um ihrer selbst willen da, um des Sieges willen, den sie geben soll, und der in ihr mit der höchsten Anstrengung gesucht wird. Hier an dieser Stelle, in dieser Stunde den Gegner zu überwinden, ist die Absicht, in welche der ganze Kriegsplan mit allen seinen Fäden zusammenläuft, alle entfernten Hoffnungen und dunklen Vorstellungen von der Zukunft sich zusammenfinden; es tritt das Schicksal vor uns hin, um die Antwort auf die dreiste Frage zu geben. — Dies ist die Geistesspannung nicht bloß des Feldherrn, sondern seines ganzen Heeres bis zum letzten Troßknecht hinab, freilich in abnehmender Stärke, aber auch in abnehmender Wichtigkeit. Zu allen Zeiten und nach der Natur der Dinge waren Hauptschlachten niemals unvorbereitete, unerwartete blinde Dienstverrichtungen, sondern ein großartiger Akt, der aus der Masse der gewöhnlichen Tätigkeiten teils von selbst, teils nach der Absicht der Führer hinreichend hervortritt, um die Spannung aller Gemüter höher zu stimmen. Je höher aber diese Spannung auf den Ausgang ist, um so stärker muß die Wirkung desselben sein.“ **)

Der unglückliche Ausgang einer Hauptschlacht wirkt am stärksten auf den Feldherrn selbst. „Die Gewichte, die sein Mut und seine Seelenstärke zu überwinden haben, wachsen mit den Massen,“ seine Kräfte müssen daher den Lasten des hohen Amts angemessen sein. Es war das nicht der Fall bei dem unglücklichen Führer der österreichischen Nord-Armee. Das zeigte sich auch bei Königgrätz. Statt die Last seiner Stellung bis zuletzt zu tragen, warf er sich in das Getümmel des Kampfes und ließ seine Korpsführer ohne Weisungen für den Rückzug. Auch Blücher handelte nicht richtig, wenn er, hingerissen durch sein feuriges Temperament, sich als Oberbefehlshaber bei Ligny in den abendlichen Reiterangriff verwickeln ließ. Für den höheren Führer, vor allem aber für den Oberbefehlshaber einer Armee geziemt sich eine größere Zurückhaltung, wenn er den Überblick über das Ganze nicht verlieren

*) Friedjung a. a. O. 5. Auflage. II. S. 310.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 10. Kap.

will. Begibt er sich persönlich in die Zone der Gefahr, so werden die Eindrücke des Kampfes gar zu unmittelbar auf ihn einwirken und seine Aufmerksamkeit zu sehr fesseln. Napoleon verstand es gelegentlich meisterhaft, solche Zurückhaltung zu üben. Bei Bautzen saß er, bis die Entscheidung heranreifte, gelassen auf einem Feldstuhl und blieb taub gegen alle Bitten um Unterstützung, die von seinem unglücklich fechtenden rechten Flügel kamen, da die Entscheidung auf dem entgegengesetzten Flügel durch einen umfassenden Angriff des Marschalls Ney erfolgen sollte.

Wir verstehen gleichwohl, daß Männer vom Schlage Blüchers und Benedeks bei drohender Niederlage der auf sie einstürmenden Empfindungen durch nähere persönliche Anteilnahme am Kampfe Herr zu werden versuchten. Wir ehren bei ihnen das instinktive soldatische Gefühl, das sie gerade in solchen Augenblicken den feindlichen Geschossen entgegentrieb. Es heißt tatsächlich fast Übermenschliches vom Führer fordern, wenn er in solcher Lage noch kühle Zurückhaltung üben soll, denn „das Gefühl, besiegt zu sein, ist keine bloße Einbildung, über die man Herr werden könnte; es ist die evidente Wahrheit, daß der Gegner uns überlegen ist, eine Wahrheit, die in den Ursachen so versteckt sein konnte, daß sie vorher nicht zu ersehen war, die aber beim Ausgang immer klar und bündig hervortritt, die man auch vielleicht vorher erkannt hat, der man aber in Ermangelung von etwas Reellerem Hoffnung auf den Zufall, Vertrauen auf Glück und Vorsehung, mutiges Wagen entgegenstellen mußte. Nun hat sich dies alles als unzulänglich erwiesen, und die ernste Wahrheit tritt uns streng und gebieterisch entgegen..... Und nun die Wirkung außer dem Heer bei Volk und Regierung! Es ist das plötzliche Zusammenbrechen der gespanntesten Hoffnungen, das Niederwerfen des ganzen Selbstgefühls..... Anstatt daß jeder entschlossen herbeieilen sollte, um dem Unglück zu steuern, fürchtet jeder, daß seine Anstrengung eine vergebliche sein werde, und hält zögernd inne, wo er eilen sollte, oder läßt gar mutlos die Arme sinken, alles dem Fatum anheimgebend.“*)

Man wird nicht fehlgreifen in der Annahme, daß Clausewitz, als er diese Worte niederschrieb, der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806 vorgeschwebt hat. Wo, wie hier mit dem alten Preußen, zugleich ein ganzes Regierungssystem einstürzt, werden sich die Wirkungen schwerer Niederlagen stets ähnlich äußern.

Ein weiteres Beispiel dieser Art bietet uns Frankreich im Jahre 1870. Solche Ereignisse legen die Frage nahe, ob auch ohne einen derartigen Zusammenbruch des ganzen Staatsmechanismus die Wirkung einer Niederlage heutigen Tages, wo bei allgemeiner Wehrpflicht das ganze Volk in Mitleidenschaft gezogen ist, sich ähnlich verhängnisvoll gestalten kann, ob wirklich die ersten Schläge alles entscheiden, so daß alle späteren Opfer, wie sie auch Frankreich im zweiten Abschnitt des Krieges 1870/71 in reichem Maße gebracht hat, umsonst sind.

---

*) Vom Kriege. IV. Buch, 10. Kap.

Es ist nicht zu verkennen, daß es weit weniger die Opfer an Menschenleben als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind, die der längeren Dauer eines Krieges mit Millionenheeren in Kulturländern entgegenstehen. Der Begriff des Vernichtungskampfes wird hier immer nur eine relative Bedeutung haben In diesem Sinne sagt Clausewitz: „So wild die Natur des Krieges ist, so liegt sie doch an der Kette der menschlichen Schwächen,“*) und „Der ganze Krieg setzt menschliche Schwäche voraus und gegen diese ist er gerichtet.“**)

Die neuere Geschichte kennt daher kaum den Widerstand eines Staatswesens bis aufs äußerste. Nur der nordamerikanische Bürgerkrieg bildet eine Ausnahme. Hier fochten die Konföderierten zuletzt einen wahren Verzweiflungskampf. Bei ihnen fielen Armee und Volk zusammen, und sie galten allesamt der Union gegenüber als Rebellen. Für sie gab es daher kein Paktieren, keine Zugeständnisse, wie sie in einem Kriege zwischen zwei Nationen schließlich immer ein Mittel zum Frieden bilden, für sie gab es nur Sieg oder Untergang. Dieses Zweierlei stand mit handgreiflicher Klarheit vor aller Augen, bildete nicht, wie sonst so oft selbst in nationalen Kriegen, nur eine hohle Phrase.

Kann sonach ein heutiger Kulturstaat den Widerstand bis aufs äußerste gar nicht durchführen, so gewinnt der Ausgang der ersten großen Waffenentscheidung eine gewaltige Tragweite. Man wird daher trachten, in sie so stark als irgend möglich einzutreten. Gleichwohl gewähren bei einer selbstbewußten, ehrliebenden Nation gerade die heutigen Volksheere das Mittel zu weiterem Widerstande und die Aussicht, eine Wendung des Kriegsglücks herbeizuführen. Dieses ist zu allen Zeiten wandelbar gewesen. Treffend bemerkt Droysen,***) das Glücksspiel des Krieges sei in dem Schicksal der Nationen allein nicht ausschlaggebend, nur das Unterliegen in dem Kampf um Sein oder Nichtsein zeuge von Schäden oder Schwächen, die die Geschichte nicht verzeihe. Wo daher eine gesunde Grundlage vorhanden ist und reine Beweggründe herrschen, wird ein vorübergehendes Mißgeschick, wie im Leben des einzelnen, so auch in dem eines ganzen Volkes wieder ausgeglichen werden können. Mit Recht fährt Droysen fort: „Das Reichsein, die Fülle materieller Mittel, die Masse tut es nicht allein; es sind andere, ethische Momente, die den Sieg verbürgen und erringen: die gepflegte Bildsamkeit bis tief hinab, die Ordnung und Unterordnung, die der Masse Form gibt, die Disziplin, die sie verwendbar und auch im Mißlingen in sich gewiß macht, der Wetteifer aller edlen Leidenschaft, der die Seelen stählt und spannt, der starke Wille, der das Ganze lenkt, die Macht des Gedankens, der zum gewollten Ziele führt.“

Das gilt auch noch für unsere Zeit wie für die Tage von Hohenfriedeberg, auf die sich diese Worte beziehen, denn die Macht der Persönlichkeit, die ihre Wurzel in

*) Vom Kriege. III. Buch, 16. Kap.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 10. Kap.
***) Preußische Politik V². Friedrich der Große. S. 502.

der Kraft des Gemüts hat, ist nicht geringer als zu König Friedrichs Zeit. Im Gegenteil, die heutigen Massenheere können am wenigsten starke Persönlichkeiten entbehren. Auch uns bleibe daher König Friedrich vorbildlich, von dem so schön gesagt worden ist: „Wenn Gneisenau die Menschen darauf ansah, ob ihre Seele der »Elevation« fähig sei, so hat Friedrichs Seele zum höchsten Schwunge sich zu erheben vermocht. Aus unerschöpflichem Quell gewann er die Kraft des Gemüts, von der Fichte gesagt hat, daß sie es sei und nicht die Gewalt der Arme, welche Siege erringe. Diese Kraft des Gemüts war es, die ihn im tiefsten Unglück aufrecht erhielt, die ihn im Unglück hat wachsen lassen, die ihm den Anspruch auf den Namen des Großen gegeben hat. An Friedrichs Leidensgeschichte lernt man das Dichterwort ermessen von dem großen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“*)

Nach Clausewitz „liegt der Unterschied der Gemütskonstitutionen wahrscheinlich dicht an der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der anderen dem Geiste zugewendet scheint.“**) Er unterscheidet hinsichtlich der Beschaffenheit des Gemüts vier verschiedene Arten von Menschen. Zunächst: die phlegmatischen und indolenten. „Sie können nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, daß solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichts im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Tätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas.“

Die zweite Art, „sehr regsame Menschen, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten, die gefühlvollen, aber ruhigen Menschen, werden von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von großen aber leicht erdrückt. Im Kriege wird es ihnen weder an Tätigkeit noch an Gleichgewicht fehlen, aber etwas Großes werden sie nicht vollbringen.“

An dritter Stelle werden die „sehr reizbaren“ Menschen erwähnt, „deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind. Ihre aufbrausenden und aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Mutes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar aus dem bloßen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niederen Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner mutiger Entschluß, eine Aufwallung

*) Koser, a. a. O. Vorwort.
**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

der Seelenkräfte hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurra ist das Werk weniger Minuten, ein kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

Bei der reißenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüts zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und das ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichts noch bei Zeiten bewußt zu werden, so können auch sie einer großen Seelenstärke fähig sein."

Es liegt auf der Hand, daß eine strenge Scheidung zwischen den hier von Clausewitz aufgeführten Typen nicht möglich ist, daß vielmehr die Äußerungen ihrer Gemütsart es oft zweifelhaft erscheinen lassen werden, zu welcher Klasse man sie zu rechnen hat. Gibt doch Clausewitz selbst zu, daß es „gegen die Erfahrung sei, zu behaupten, daß sehr reizbare Gemüter nicht auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten". Danach werden sie, wenn sie solches Gleichgewicht „durch Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung" erworben haben, sich kaum merkbar von der vierten Art von Menschen unterscheiden, welche „durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind, und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine große Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften. Diese wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, sind am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten kriegerischen Handelns vorstellen können."

Die geniale Bewältigung dieser Schwierigkeiten fordert in den höchsten Stellen eine Abgeklärtheit, zu welcher „sehr reizbare" Naturen nur schwer gelangen; dennoch haben solche, wenn auch zumeist an zweiter Stelle, im Kriege häufig hervorragendes geleistet. Von dem berühmten Führer des I. preußischen Armeekorps im Befreiungskriege, General Yorck, sagt Clausewitz: „Ein heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er aber hinter anscheinender Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er hinter beständiger Resignation verbirgt, und ein starker kühner Charakter zeichnen diesen Mann aus. General Yorck ist ein rechtschaffener Mann, aber er ist finster, gallsüchtig und verstockt und darum ein schlimmer Untergebener..... Er war unbedenklich einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Armee. Scharnhorst, welcher seine hohe Brauch-

barkeit in einer Zeit, wo sich wenige brauchbar gezeigt hatten, für um so wichtiger hielt, als sich damit eine große Abneigung gegen die Franzosen verband, hat sich mit ihm immer auf einem freundlichen Fuße zu erhalten gesucht, obgleich in Yorck immer ein unterdrücktes Gift gegen ihn kochte. Von Zeit zu Zeit schien es losbrechen zu wollen. Scharnhorst aber tat, als bemerke er es nicht, und schob ihn überall hin, wo ein Mann seiner Art nützlich werden konnte."*)

Als schwieriger Untergebener hat sich dann Yorck im Laufe der Feldzüge 1813 und 1814 allerdings gezeigt. Er trieb die Opposition gegen das Oberkommando der Schlesischen Armee vielfach bis zum offenen Ungehorsam, aber Blücher und Gneisenau sahen in dieser großen Zeit darüber hinweg, weil es ihnen nur um die Sache des Vaterlandes zu tun war. Sie wußten, daß sie nach dieser Richtung auf den „alten Isegrimm", den Helden von Wartenburg, zählen konnten.

Auch Bülow, der Kommandierende des III. preußischen Armeekorps, besaß ein leicht aufbrausendes Temperament und hat sich häufig mit seinen Vorgesetzten überworfen. Er konnte so heftig werden, daß er, im Zimmer auf- und abgehend, sich die Knöpfe von der Uniform riß. An ihm bewahrheitet sich andererseits vollkommen, daß solche Menschen „in der Regel den edleren Naturen angehören", denn er war bei aller Schroffheit ein durch und durch vornehmer und offener Charakter. Für die Verbündeten war es jedenfalls ein Glück, daß gerade diese ausgeprägte Persönlichkeit an der Spitze des III. preußischen Armeekorps stand. Die Tage von Gr. Beeren und Dennewitz wären sonst diesem Korps bei der Heerführung Bernadottes nicht beschieden gewesen.

Im Frieden werden derartige aufbrausende Naturen leicht als Vorgesetzte wie als Untergebene lästig; wenn ihnen aber wirkliche Tüchtigkeit und gute Charaktereigenschaften anhaften, soll man sich mit ihren Eigentümlichkeiten, so lange sie der Sache nicht schaden, abfinden. Scharnhorsts Verhalten gegenüber Yorck mag uns hier vorbildlich sein. Die nivellierende Richtung unserer friedfertigen Zeit ist ohnehin der Entwicklung stark ausgeprägter Persönlichkeiten nicht günstig. Es kann sich daher nicht darum handeln, solche zu unterdrücken und verkümmern zu lassen, oder sie ganz abzustoßen, sondern nur darum, sie in richtige Bahnen zu lenken.

Auf der anderen Seite mahnt die überhandnehmende Nervosität der Zeit dringend zur Selbstbeobachtung als des wirksamsten Mittels, „uns einer großen Seelenstärke fähig zu machen", jenen kräftigen Naturen „mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften" ähnlich zu werden. Angeborene oder erworbene Gemütsruhe ist im Kriege unentbehrlich. Sie vermag unter Umständen manche andere Eigenschaft zu ersetzen, sagt doch Clausewitz von dem russischen Oberbefehlshaber, General Barclay de Tolly, er habe sich im Gefecht von Walutina Gora 1812 „durch dasjenige ausgezeichnet, was überhaupt am besten in ihm gewesen sei und allein

*) Bd. VII. Feldzug von 1812 in Rußland.

den Beruf zu einem bedeutenden Befehl in ihm begründet habe, nämlich durch eine große Ruhe, Standhaftigkeit und große Bravour.*) . . . . .

Im ganzen sind es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden, als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten.**)

VIII. Ohne Charakterstärke kann kein Führer im Kriege bestehen.

„Man muß stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze, und bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, daß ihre Wahrheit von einem geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unsrer früheren Überzeugung geben, durch dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stätigkeit und Folge, die man Charakter nennt." Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

„Mit dem Namen der Charakterstärke oder überhaupt des Charakters bezeichnet man das feste Halten an seiner Überzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigener Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören .... Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Überzeugung sehr konstant ist.***)

Wer die ganz andere Natur einer Entschließung im praktischen Leben kennt, besonders im Kriege unter dem Druck großer Verantwortlichkeit und bei tausend Ungewißheiten und Widersprüchen, der wird begreifen, daß es hierbei nicht ohne viele Zweifel abgehen kann und daß, was uns so einfach erscheint, wahrscheinlich nicht ohne den Beistand einer großen Willenskraft ins Leben treten kann. Darum ist bei den außerordentlichen Leistungen im Kriege das Verdienst der Konzeption immer das geringste, wenngleich die Richtigkeit derselben immer eine notwendige Bedingung bleibt." †)

Der größeren Wichtigkeit, die er hier der Willenskraft gegenüber der Konzeption zuweist, entspricht es, wenn Clausewitz auch das Festhalten an einer Überzeugung, die das Ergebnis fremder Einsicht ist, als Charakterstärke bezeichnet. In gleichem Sinne

---

*) Bd. VII. Feldzug von 1812 in Rußland.

**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

***) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

†) Band VI. Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. 2. Teil.

äußert sich Th. v. Bernhardi über den Oberfeldherrn der Verbündeten in den Feldzügen von 1813 und 1814, den Fürsten Schwarzenberg. Da er kein Feldherr im eigentlichen Sinne gewesen, habe er der Leitung bedurft. „Aber wir müssen es hier wiederholen, es gehört bei weitem mehr dazu, als man gewöhnlich glaubt, daß man fähig sei, mit Folgerichtigkeit in einem bestimmten Sinne geleitet zu werden Es gehört dazu eine Festigkeit und Sicherheit, die sich bei weitem nicht ein jeder geben kann. Ist der Feldherr, der sich selbst schon unsicher fühlt, gewöhnt, vielerlei Meinungen anzuhören, so kommt es wohl vor, daß er dadurch nur noch unsicherer wird und zu keinem durchgreifenden Urteil, zu keiner Überzeugung, mithin zu keinem eigentlichen Entschlusse gelangen kann."*)

Ähnlich lautet Moltkes Urteil in seinem bekannten Ausspruch über die Zusammensetzung der Hauptquartiere, wenn er sagt: „Es gibt Feldherren, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen; ihre Umgebung hat nur auszuführen. Aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat. In den allermeisten Fällen wird der Führer eines Heeres des Beirats nicht entbehren wollen. Dieser kann sehr wohl das Resultat gemeinsamer Erwägung einer kleineren oder größeren Zahl von Männern sein, deren Bildung und Erfahrung sie vorzugsweise zu einer richtigen Beurteilung befähigt. Aber in dieser Zahl schon darf nur eine Meinung zur Geltung kommen..... Dem Kommandierenden bleibt dabei vor dem Ratgeber das unendlich schwerer wiegende Verdienst, die Verantwortlichkeit für die Ausführung übernommen zu haben."**)

In seiner Schrift „Über die Verantwortlichkeit im Kriege"***) sagt Erzherzog Albrecht von Österreich, der Sieger von Custoza, nachdem er ebenfalls die persönliche Verantwortlichkeit des Feldherrn betont hat: „Man hat früher vielfach geglaubt, durch die Beigabe eines hervorragenden Mannes als Genenalstabschef oder adlatus die Mängel eines zum Armeekommandanten Erkorenen — geringere Kriegserfahrung, fehlende Kenntnisse, Schwäche des Charakters usw. — in genügendem Maße ersetzen zu können; doch die Erfahrung lehrt, daß stets die bitterste Enttäuschung solchen Versuchen nachfolgte. Warum diese sich so häufig in der Geschichte wiederholen, erfordert eine Erläuterung.

Da niemand vollkommen ist und gerade bei entschiedenen Charakteren auch die Schattenseiten kräftiger ausgeprägt zu sein pflegen, so ist es allerdings wünschenswert, ja oft notwendig, daß die einflußreichen Personen der Umgebung mit ihren etwa zu analogen Charakteren nicht zur schädlichen Steigerung dieser Schattenseiten beitragen, und daß daher im Gegensatze der Feldherr und seine nächsten Gehilfen sich gewisser-

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Grafen v. Toll. III.

**) Der italienische Feldzug des Jahres 1859, herausgegeben vom Großen Generalstabe. Neubearbeitung von 1904. S. 10.

***) Wien 1869. Faesi & Frick.

maßen kompensieren sollen. Dieser ganz richtige Satz, bei welchem stets Grundbedingung bleibt, daß eben der Feldherr zu seinem schwierigen Posten ganz, oder doch wenigstens was die wichtigsten Eigenschaften desselben betrifft, tauge, wurde aber öfter so aufgefaßt, als ob der Mangel unentbehrlicher Feldherrneigenschaften bei einem Armeekommandanten durch die Talente eines Gehilfen ersetzt werden können und darin lag der gefährliche Irrtum.

Man erwähnt oft als Beweis des Gegenteils Radetzky und Heß, Blücher und Gneisenau, vergißt aber die Tatsache, daß ersterer, ein Feldherr in vollem Sinne des Wortes, damals — nämlich 1848 bis 1849 — bereits weit über 80 Jahre zählte und aus diesem Grunde einer besonderen Unterstützung in physischer wie moralischer Beziehung und dazu eines so edlen, sich selbst vergessenden, ebenso hingebungsvollen als bescheidenen, dabei der Aufgabe vollkommen gewachsenen Mannes bedurfte, wie es sein langjähriger Vertrauter Heß war. Blücher aber, obwohl während der Befreiungskriege bedeutend jünger und rüstiger als Radetzky 1848, hatte allerdings wenig studiert, verband aber mit großer Kriegserfahrung und gesundem, scharfem Urteile Menschenkenntnis, große Beharrlichkeit und einen eisernen Willen, der vor keinem Hindernis zurückschreckte. Er war viel mehr als ein bloßer „Haudegen" und fand seine volle Kompensation an dem ebenso ausgezeichneten als bescheidenen Gneisenau. . . . Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß jene berühmt gewordenen Generalstabschefs schwerlich ihre glänzenden Eigenschaften zur vollen Geltung gebracht haben würden, wenn sie, statt an der Seite hochbegabter Feldherren zu stehen, es mit unfähigen, kleinlichen und unberechtigten Einflüssen zugänglichen oder gar aller moralischen Autorität baren Charakteren zu tun gehabt hätten.

Es gibt Dinge, die niemand dem Feldherrn ersetzen kann, wenn sie ihm mangeln. Fehlt ihm z. B. die geistige Selbständigkeit so weit, daß er aus der Fülle aller möglichen Entschlüsse nicht die entsprechendsten zu erkennen vermag; fehlt ihm ferner die Festigkeit, einen Entschluß auszuführen und unter allen Umständen Gehorsam und Pflichterfüllung im Heere aufrechtzuerhalten, so wird diesem schweren Übelstande niemand abhelfen können."

Die Zeit Friedrichs des Großen kannte die Stellung eines Chefs des Generalstabes in unserem Sinne noch nicht. Auch der König äußert sich jedoch bereits in ähnlichem Sinne wie Clausewitz und Moltke, wenn er sagt: „Inzwischen glaube ich, daß ein General, welchen auch ein Subalternoffizier einen guten Rath giebet, davon profitiren muß, allermassen ein rechtschaffenes Mitglied des Staates, wenn es auf den Dienst des Vaterlandes ankommet, sich selbst vergisset, und auf das wahre Wohl der Sachen siehet, ohne sich zu embarassiren, ob dasjenige, so ihn dahin leitet, von ihm selbst oder von einem andern komme, dafern er nur sonst seinen guten Endzweck dadurch erreichet."*)

*) Generalprincipia vom Kriege. XXV. Art.

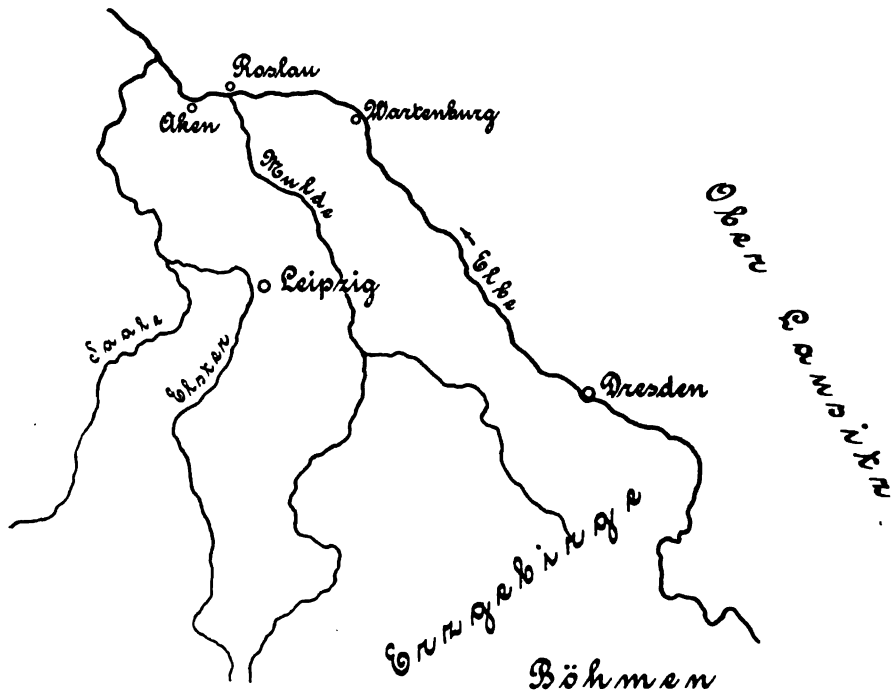
Auch der begabteste Generalstabschef kann dem Feldherrn die Verantwortung nicht abnehmen. Ist der Feldherr zugleich Monarch, so besteht diese Verantwortlichkeit nur gegenüber dem eigenen Gewissen, jeder im Auftrage Handelnde ist Rechenschaft nach oben hin schuldig. Um durch diese in seinem Tun nicht beirrt zu werden, muß er frei sein von jeder Scheu vor Verantwortung. Diese aber ist nur gefestigten Charakteren eigen, die Menschenfurcht nicht kennen. In dieser Hinsicht bildet Blücher ein unerreichtes Vorbild. In seiner hohen Verantwortungsfreudigkeit liegt sein eigenstes Verdienst, und dieses bleibt ihm ungeschmälert, wenn auch die operativen Gedanken des Schlesischen Hauptquartiers Gneisenaus Kopfe entsprangen. Wie Blücher jede Scheu vor Napoleon fremd war, dessen Nähe sonst stets die verbündeten Generale in Befangenheit versetzte, so bekundete er auch dem eigenen Könige, dessen hohen Verbündeten und dem Oberkommandierenden Fürsten Schwarzenberg gegenüber stets vollsten Freimut.

Dem Ansinnen, nach dem mißlungenen Vorstoß der verbündeten Haupt-Armee gegen Dresden, die Masse der Schlesischen Armee zu deren Verstärkung nach Böhmen zu führen, widersetzte sich Blücher. Die Unabhängigkeit, die er sich zu wahren verstanden hatte, benutzte er dann später, um aus eigener Initiative einen Rechtsabmarsch seiner Armee von der Ober-Lausitz an die Elbe durchzuführen. Indem die Schlesische Armee sich den Stromübergang bei Wartenburg erkämpfte, veranlaßte sie die verbündete Nord-Armee, bei Roslau und Aken ebenfalls den Uferwechsel zu vollziehen. Blücher gab damit den eigentlichen Anstoß zu dem letzten entscheidenden Vorgehen aller verbündeten Streitkräfte, das zur Niederlage Napoleons bei Leipzig führte.

Als dann Napoleon die verbündete Haupt-Armee, die in der allgemeinen Richtung auf Leipzig den Vormarsch über das Erzgebirge angetreten hatte, nur durch einen Teil seiner Kräfte beobachten ließ und mit seiner Hauptmacht Anfang Oktober an der Mulde abwärts gegen die Schlesische und die Nord-Armee vorstieß, wich Blücher gemeinsam mit dem Führer der Nord-Armee, dem Kronprinzen von Schweden, über die Saale aus und verhinderte dadurch den Kronprinzen an einem Rückzuge über die Elbe. Zum zweiten Male im Verlauf des Herbstfeldzuges 1813 löste sich Blücher auf diese Weise vollständig von seinen Verbindungen los. Als Führer der schwächsten der drei verbündeten Armeen nahm er es auf sich, durch selbständiges Handeln die Kriegslage für die Gesamtheit bestimmend zu gestalten. In gleicher Weise hat sich dann auch im Feldzuge 1814 in Frankreich die Schlesische Armee als die treibende Kraft in der Kriegführung der verbündeten Mächte erwiesen.

Diese Verantwortungsfreudigkeit und der schöne Freimut des alten Helden sollten uns für immer eine Mahnung sein, darüber zu wachen, daß die Selbsttätigkeit in unserem Offizierkorps nicht in langem Frieden verloren geht. Sie hat bisher stets als eine seiner schönsten Kennzeichen gegolten. Schon Friedrich der Große sagt: „Ein General, welchen der Souverain seine Truppen anvertrauet, muß durch sich

selbst agiren, und das Vertrauen, welches der Souverain in die Merite dieses Generals setzet, authorisiret ihn, daß er die Sachen vor sich und nach seiner Einsicht mache."*) Der König verlangt immer wieder, daß seine Offiziere „etwas auf ihre Hörner" zu nehmen verstehen. Dem selbständigen Handeln unserer Führer danken wir zum großen Teil unsere Erfolge von 1870; unsere Felddienst-Ordnung**) trägt daher nur unseren besten Traditionen Rechnung, wenn sie sagt:



„Ohne Scheu vor Verantwortung soll jeder Offizier in allen Lagen — auch den außergewöhnlichsten — seine ganze Persönlichkeit einsetzen, um seinen Auftrag zu erfüllen, selbst ohne Befehle für Einzelheiten abzuwarten. Die höheren Vorgesetzten müssen dieses Einsetzen der Persönlichkeit anregen und fördern."

Bedurfte Blücher durchaus der Ergänzung durch Gneisenau, so konnte dieser wiederum, dank der Verantwortungsfreudigkeit des Feldherrn, seine hohen Gaben

*) Generalprincipia vom Kriege. XXV. Art.
**) Einleitung. Z. 4.

unbehindert entfalten. Er bedurfte solcher Freiheit, denn er erscheint als eine durchaus selbständige, abgeschlossene Persönlichkeit neben seinem Feldherrn. Aber nicht nur seinem Chef des Generalstabes allein brachte Blücher Vertrauen entgegen. Den Gegensatz zwischen den beim Oberkommando der Schlesischen Armee und bei Yorcks Stabe obwaltenden Verhältnissen schildert Droysen*), wie folgt: „Wenn Blücher, neidlos und voll großsinnigen Vertrauens, seinen Gneisenau gewähren ließ und auch Müffling, auch die jüngeren Offiziere des Stabes sich in wetteifernder Selbständigkeit bewegen durften, so war in Yorcks Stabe die strengste Regel, die gemessenste Ordnung, jeder auf seinen Bereich gewiesen. Yorck befahl, ordnete, leitete alles selbst, so schreibt einer seiner Adjutanten, er verlangt von seinen Untergebenen nur Rapport und Gehorsam; keiner, vom ersten bis zum letzten, übt den mindesten Einfluß auf ihn."

Vermöge seines Gewährenlassens erzielte Blücher die höchsten Leistungen von seiner Umgebung. Blieb er auch von dieser abhängig, so sind seine Taten darum nicht minder sein eigenstes Werk, denn sie tragen den Stempel seines Wollens, und wenn je ein Feldherr, so hat Blücher den Beweis erbracht, daß es nicht vorzugsweise kalte Verstandesarbeit ist, sondern vor allem ein tapferes warmes Herz, das den großen Soldaten kennzeichnet.

Als ein Mann von ausgesprochener Eigenart erscheint Suworow. „Wenn wir die affektierte Wunderlichkeit ausnehmen, so läßt sich Suworow ganz füglich mit Blücher vergleichen. In beiden war die subjektive Seite des Feldherrn höchst ausgezeichnet, aber beiden fehlte die klare Einsicht in die objektive Welt, und so bedurften sie beide des Rats und der Leitung.... Suworow war ein Mensch von einem feurigen Willen, großer Kraft des Charakters und vielem natürlichen Verstande, der in den Kriegen gegen die Türken eine tüchtige Schule durchgemacht hatte. Konnte diese Schule den Bedürfnissen einer Kriegführung gegen französische Armeen nicht ganz genügen, und mußte seine rohe Wunderlichkeit einer einfachen verständigen Leitung so zusammengesetzter Tätigkeit, wie ein Krieg zwischen den gebildeten Völkern es ist, oft Schwierigkeiten in den Weg stellen, so weiß doch jedermann, daß jene Wunderlichkeit meistens eine angenommene Rolle war, die sein treffender Verstand nur auf der Außenseite der Dinge walten und nicht bis in die Hauptentscheidungen des Handelns dringen ließ. Wenn man dabei annimmt, daß in Beziehung auf die zusammengesetzteren Verhältnisse und Formen des Krieges zwischen gebildeten Völkern der österreichische Generalstab, an dessen Spitze ein sehr gebildeter und ausgezeichneter Mann, der General Chasteler, stand, manches erzeugt haben wird, so tritt man dadurch dem individuellen Verdienste Suworows in keiner Weise zu nahe. Der vollkommenste Generalstab mit den richtigsten Ansichten und Grundsätzen bedingt noch nicht die ausgezeichnete Führung einer Armee, wenn

*) Yorcks Leben. III.

die Seele eines großen Feldherrn fehlt; die einer großen Feldherrnnatur angeborene Richtung des Blicks und des Willens aber ist auch da ein vortreffliches Korrektiv gegen die in ihre eigenen Pläne sich verwickelnde Generalstabsgelehrsamkeit, wo sie derselben im übrigen als Instrument nicht entbehren kann."*)

Das beharrliche Verfolgen eines gefaßten Planes ist im Kriege besonders schwer, weil „in den zahlreichen und starken Eindrücken, welche das Gemüt erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht mehr Veranlassungen liegen, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und anderen irre zu machen, als dies in irgend einer anderen menschlichen Tätigkeit vorkommt.

Der herzzerreißende Anblick von Gefahren und Leiden läßt das Gefühl leicht ein Übergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und im Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, daß der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden muß. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so groß als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Überzeugung hört nie auf. Selbst das größte Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüt gerichtet sind."**)

Hiernach könnte es scheinen, als ob Menschen mit viel Gemüt für die Durchführung schwerer kriegerischer Aufgaben ungeeignet sein müßten, und doch lehrt die Geschichte das Gegenteil. Bei Friedrich dem Großen finden wir zuzeiten eine „tränenreiche Gefühlsschwelgerei, die im Schmerze wühlt",***) und wie der König, so waren auch Lee und Moltke im Privatleben weiche Menschen. Gleich ihm aber verstanden sie ihre Gefühle zu meistern und, wo der Kriegszweck es erforderte, gegen sich selbst und andere jene Rücksichtslosigkeit an den Tag zu legen, ohne die ein echter Kriegsmann nicht denkbar ist. Sie fanden stets darin einen Ausgleich ihres Wesens, daß ihr reiches Gemüt bei aller Heftigkeit seiner Regungen doch stets im Gleichgewicht blieb. „Wie sehr aber das Gleichgewicht des Gemüts die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von großer Seelenstärke meistens viel Charakter haben."†)

Umgekehrt haben ausgesprochen geistreiche Leute häufig wenig Charakter. Das Genie bildet freilich auch hier eine Ausnahme, wie uns gerade die Persönlichkeit König Friedrichs lehrt, dessen Vielseitigkeit überhaupt unter allen Kriegsleuten unerreicht dasteht. Sehr bezeichnend sagt Graf Segur††): „Beaucoup d'esprit et de bon sens avec autant de caractère, c'est le génie! Les deux premières de

*) Band V. Feldzüge von 1799. 1. Teil.
**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.
***) Koser, a. a. O. Vorwort.
†) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.
††) Zitiert nach Pierron, a. a. O.

ces qualités font voir dans toute affaire le point capital, et la troisième fait employer toutes ses forces pour y arriver. Mais généralement, plus on a d'esprit, moins on a de caractère; l'esprit nous montrant le faible aussi bien que le fort de toute affaire, d'où il arrive qu'il nous laisse irrésolu."

Die klare Einsicht in die Dinge schützt sonach noch nicht gegen Unentschlossenheit. „Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höheren Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt, sozusagen, die Meinung über den vorliegenden individuellen Fall gewissermaßen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welche die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läßt, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst notwendig ist und ein gewisser Skeptizismus woltätig. Hier hilft also nichts anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, außer das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren und nicht eher zu weichen, bis eine klare Überzeugung dazu zwingt."*)

Solches Beharren bei seiner ersten Meinung kann allerdings unter Umständen zu weit gehen.

Als Napoleon im Februar 1814 in die getrennt vorgehenden Marschstaffeln der Schlesischen Armee hineinstieß,**) hätte die Vorsicht geboten, die vereinzelten Korps hinter die Marne zurückzunehmen. Dann bot man Napoleon keine greifbaren Ziele und sicherte sich die Vereinigung unter dem Schutze der Marne. Im Herbst zuvor hatte die Schlesische Armee sich stets durch rechtzeitiges Ausweichen einer ihr drohenden Gefahr zu entziehen gewußt. Hier wurde indessen anders verfahren. Yorck und Sacken sollten sich auf der kleinen Pariser Straße den Weg nach Vertus bahnen, und als Olsufiew bei Champaubert zersprengt war, von Sacken und Yorck aber keine Nachricht einlief, blieben die Korps von Kleist und Kapzewitsch dennoch am 11. und 12. Februar bei Vertus bis zur weiteren Klärung der Lage stehen. Napoleon hatte den Marschall Marmont mit 5000 Mann bei Etoges zur Beobachtung Blüchers zurückgelassen, als er sich von Champaubert auf Montmirail wandte. Es erfolgte aber weder ein Angriff auf Marmont, noch wurden die beiden hinteren Korps der Schlesischen Armee hinter die Marne zurückgenommen. Offenbar wurde hier zu lange an der anfänglichen Absicht festgehalten, wenn man auch nicht vergessen darf, daß Blücher und Gneisenau am Ende einer langen Siegeslaufbahn wohl mit Recht mehr wagen zu können glauben mochten, als zu Beginn des Feldzuges. Es mußte ihnen

*) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

**) S. 62 ff.

mit Recht widerstreben, durch einen freiwilligen Rückzug hinter die Marne den begonnenen Marsch auf Paris einzustellen. Es hieß das, dem soeben erst bei La Rothiere besiegten Gegner ein Zeichen seiner Achtbarkeit, der ohnehin stets zögernden Haupt-Armee scheinbar die Berechtigung ihres Verfahrens zugestehen.

Darüber wurde dann freilich versäumt, den einheitlichen Entschluß zur Versammlung hinter der Marne, wie ihn die Lage geboten hätte, zu fassen. Auch hierbei ist indessen zu bedenken, daß für den Handelnden im Kriege die Dinge niemals so klar liegen, wie sie uns nachträglich bei voller Kenntnis der Verhältnisse auf beiden Seiten erscheinen. „Es ist freilich dem Feldmarschall Blücher diese Ruhe am 11. und 12. als ein Fehler anzurechnen, aber freilich nur ihm, denn der größte Teil der Generale würde in dieser Ungewißheit auch stehen geblieben sein.“*)

Ist sonach ein allzu festes Beharren bei dem einmal gefaßten Entschlusse nicht immer angebracht, so wiegen die Fehler, die dadurch gemacht werden, doch leicht gegen den hohen Wert, der im allgemeinen dem Festhalten an der ursprünglichen Absicht innewohnt. Gerade Blücher und seine Ratgeber, Gneisenau und Grolman, haben das durch ihr Verhalten nach der Schlacht bei Ligny bewiesen.**)

Die drei ersten Korps der preußischen Armee waren dort von der Hauptmacht Napoleons am 16. Juni 1815 geschlagen worden, während das vierte, Bülow, sich noch im Anmarsch von Lüttich befand. Ney hatte gleichzeitig mit dem abgesonderten linken Flügel der französischen Armee bei Quatrebras einen unentschiedenen Kampf gegen die dort erst mit Teilen eingetroffene Armee Wellingtons durchgefochten. Napoleon nahm an, daß die Preußen, wenn sie auch zunächst in der Richtung des empfangenen Stoßes, d. i. nordwärts, zurückgewichen waren, doch danach trachten würden, sobald als möglich wieder ihre natürliche Verbindungslinie, die maasabwärts zum Niederrhein führte, zu gewinnen, so daß er sich jetzt mit seinen Hauptkräften gegen Wellington wenden konnte. Sein ganzer Feldzugsplan war auf eine Trennung der Verbündeten gerichtet, und fast schien es, nachdem die Preußen bei Ligny das Feld hatten räumen müssen, als sollte ihm die Verwirklichung seiner Absicht gelingen. Die preußische Armee hatte sich jedoch im Laufe des 17. bei Wavre vereinigt, wo die zu ihrer Verfolgung abgezweigte französische Armeeabteilung des Marschalls Grouchy erst am 18. mit ihr die Fühlung wiedergewann. „Blücher hatte seine natürliche Rückzugslinie aufgegeben, um mit dem Herzoge von Wellington in Verbindung zu bleiben; denn da die erste Schlacht gewissermaßen verpfuscht war, so war er zu einer zweiten entschlossen und ließ den Herzog von Wellington wissen, daß er ihm mit seiner ganzen Armee zu Hilfe kommen wolle.... Dieser Entschluß Blüchers ist unstreitig des höchsten Lobes würdig. Gegen alle Vorspiegelungen, welche in solchem Falle hergebrachte Regeln und falsche Klugheit

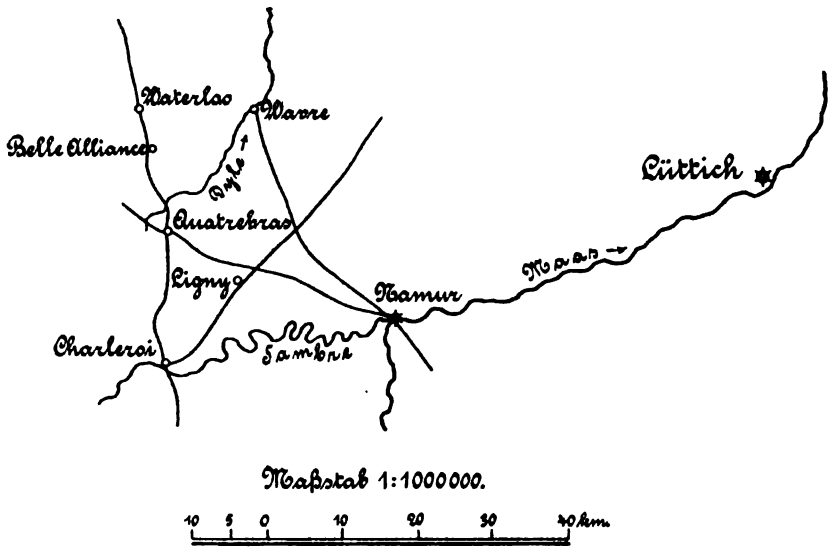
*) Band VII. Feldzug von 1814.
**) Skizze S. 116.

eingeben mußten, folgt er dem gesunden Menschenverstande, entschlossen, sich am 18. zu Wellington zu wenden und lieber aus seinem Kriegstheater gewissermaßen auszuwandern als die Sachen halb zu tun."*)

Dieses Festhalten an dem leitenden Gedanken des Feldzuges, dem vereinten Schlagen mit der Armee Wellingtons, wurde bei Belle Alliance durch den vollkommensten Sieg gekrönt.

Als eine Abart der Charakterstärke bezeichnet Clausewitz den Eigensinn: „Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen.

Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in den



Verstand als das Vermögen der Einsicht gesetzt werden. Der Eigensinn ist ein Fehler des Gemüts. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles andere das Vergnügen stellt, über sich und andere nur mit eigener Geistestätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache..... Eigensinn ist keine bloße Steigerung der Charakterstärke, denn es gibt sogar sehr eigensinnige Menschen, die wegen Mangel an Verstand wenig Charakterstärke haben."**)

*) Band VIII. Feldzug von 1815.
**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

In der Tat tritt uns der Eigensinn nicht selten als das Ergebnis einer gewissen Beschränktheit entgegen. Diese glaubt sich durch Nachgiebigkeit etwas zu vergeben. Häufig aber findet sich der Eigensinn auch bei hochbedeutenden Männern und ist bei ihnen durch die ursprüngliche Gemütsanlage sowie durch die Einwirkungen der Lebensschicksale zu erklären.

Neben der rücksichtslosen soldatischen Entschlossenheit lag in Suworow eine große Eigenwilligkeit und hohe Reizbarkeit. Die Freude an den unter Beihilfe österreichischer Truppen in Oberitalien erfochtenen Siegen wurde ihm förmlich dadurch vergiftet, daß er seine Machtbefugnis durch den Wiener Hof beschränkt sah, dessen politische Bestrebungen der Feldmarschall nicht billigte. Durch die Art, wie er über diese Dinge an Kaiser Paul berichtete, hat der Feldherr der Koalition selbst nicht wenig dazu beigetragen, sie zu lockern.

Wie in der operativen Leitung der Armee, so offenbarte sich Suworows Eigenwilligkeit gelegentlich auch auf dem Gefechtsfelde. Die Schlacht bei Novi entbrannte unter ganz anderen Voraussetzungen, als er sie gehegt hatte. Das österreichische Korps Kray befand sich bereits seit Stunden im schwersten Gefecht, sein Führer aber sandte vergeblich einen Adjutanten nach dem anderen zu den benachbarten russischen Truppen, um sie zum Eingreifen zu veranlassen. Deren Generale wagten nicht, ohne einen Befehl des Feldmarschalls vorzugehen. Suworow aber hatte sich in seinem Quartier eingeschlossen und befohlen, niemand vorzulassen. Erst nach geraumer Zeit gelang es, seine Einwilligung zum Eingreifen der russischen Truppen zu erwirken.

Eigensinn kann unter Umständen bewirken, daß sich ein Führer die schönsten Erfolge entgehen läßt.

Yorck, dessen Korps in den Februartagen 1814*) die zweite, rechts rückwärts des Korps Sacken befindliche Vormarschstaffel der Schlesischen Armee bildete und die Gegend von Chateau Thierry erreicht hatte, als Napoleons Vorstoß von Sezanne her erfolgte, würdigte die Gefahr richtiger, als das weiter zurück befindliche Oberkommando und war geneigt, sich mit Sacken hinter der Marne zu vereinigen. Das Oberkommando glaubte ihn indessen — und das mit vollem Recht — vereint mit Sacken dem Feinde überlegen**) und befahl die Vereinigung der beiden Korps links der Marne bei Montmirail, von wo sie suchen sollten, nach Etoges durchzubrechen. Yorck, der eigensinnig bei seiner Auffassung beharrte, kam dem Befehl jedoch nur halb nach, indem er, auch als ihm Sackens Entschluß, sich nach Montmirail zurückzuwenden, bekannt geworden war, diesen nicht mit allen Mitteln unterstützte, sondern

*) S. 65.

**) Die Korps von Yorck und Sacken zählten vereinigt einige 30 000 Mann, gegen die Napoleon höchstens 20 000 einsetzen konnte.

nur unzureichende Maßnahmen traf, um das russische Korps, nachdem es geschlagen war, aufzunehmen und ihm den Uferwechsel bei Chateau Thierry zu ermöglichen. Dadurch gelang es Napoleon, beide Korps hintereinander zu schlagen und sie mit großem Verlust über die Marne zurückzuwerfen. Mit Recht sagt Th. v. Bernhardi: „Yorck war unter so vielen tüchtigen Führern, deren sich das preußische Heer damals rühmen durfte, einer der tüchtigsten; vielleicht als der erste unter allen zu nennen, wo es auf die unmittelbare Handhabung der Truppen auf dem Schlachtfelde ankam; er war unzufrieden mit seiner Stellung und hielt sich zu einer höheren berechtigt und befähigt —: hier boten ihm die Ereignisse eine seltene Gelegenheit, sich selbst in die erste Reihe der Heerführer zu stellen und in unabhängiger Tätigkeit die Hand erschütternd an Napoleons Macht zu legen —: er aber sah die Ruhmeskränze nicht, die seine Stirne streiften.“*)

IX. Das Wesen der kriegerischen Persönlichkeit.

„Die kriegerische Tugend ist für die Teile überall, was der Genius des Feldherrn für das Ganze ist“.
Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

„. . . . Der kriegerische Genius ist ein harmonischer Verein der Kräfte“. Vom Kriege. I. Buch, 3. Kap.

„Krieg ist ein bestimmtes Geschäft, verschieden und getrennt von den übrigen Tätigkeiten, die das Menschenleben in Anspruch nehmen. Von dem Geiste und Wesen dieses Geschäfts durchdrungen sein, die Kräfte, die in ihm tätig sein sollen, in sich üben, erwecken und aufnehmen, das Geschäft mit dem Verstande ganz durchdringen, durch Übung Sicherheit und Leichtigkeit in demselben gewinnen, ganz darin aufgehen, aus dem Menschen übergehen in die Rolle, die uns darin angewiesen wird: das ist die kriegerische Tugend in dem einzelnen.“

So verschieden auch nationale Kriege bei allgemeiner Wehrpflicht von den Unternehmungen der ehemaligen Condottieri sind, immer werden „diejenigen, welche das Geschäft des Krieges treiben, sich als eine Art von Innung ansehen, in deren Ordnungen, Gesetzen und Gewohnheiten sich die Geister des Krieges vorzugsweise fixieren. Man würde also bei der entschiedensten Neigung, den Krieg vom höchsten Standpunkt aus zu betrachten, sehr Unrecht haben, den Innungsgeist (esprit de corps) mit Geringschätzung anzusehen. Dieser Innungsgeist gibt dem, was wir kriegerische Tugend des Heeres nennen, gewissermaßen das Bindemittel ab zwischen den natürlichen Kräften, die in derselben wirksam sind. Es schließen an den Geist der Innung die Krystalle kriegerischer Tugend leichter an. .... Wieviel Großes der kriegerische

*) a. a. O. IV.[1].

Geist, die Gediegenheit des Heeres, die Veredlung des Erzes bis zum strahlenden Metall schon geleistet, sehen wir an den Macedoniern unter Alexander, den römischen Legionen unter Cäsar, an der spanischen Infanterie unter Alexander Farnese, den Schweden unter Gustav Adolph und Karl XII., den Preußen unter Friedrich dem Großen und den Franzosen unter Bonaparte. Man müßte absichtlich die Augen verschließen gegen alle historischen Beweise, wenn man nicht zugeben wollte, daß die wunderbaren Erfolge dieser Feldherren und ihre Größe in den schwierigsten Lagen nur bei einem so potenzierten Heere möglich waren."*)

Diese Worte von Clausewitz sind wohl dazu angetan, den Wert des soldatischen Innungsgeistes in das richtige Licht zu setzen. Ihn verkennen, heißt den Wert der kriegerischen Tugend leugnen, kommt einer Mißachtung aller historischen Erfahrung gleich. Die Geringschätzung, die dem sogenannten soldatischen Kastengeiste jetzt widerfährt, geht denn auch vorzugsweise von solchen aus, die den Geist der Innung in der Armee deshalb hassen, weil er das festeste Bollwerk gegen die Verwirklichung ihrer Absichten bildet.

Es kann sich immer nur darum handeln, Auswüchse solchen soldatischen Innungsgeistes zu beseitigen, die mit dem Wesen der allgemeinen Wehrpflicht nicht vereinbar sind. Denn „mit dem erweiterten und veredelten Bandengeist soll man nicht das Selbstgefühl und die Eitelkeit stehender Heere vergleichen."*) Ein solches bildete mit seinem Loskaufssystem und seiner infolgedessen vorhandenen großen Zahl altgedienter Troupiers das kaiserlich französische des Jahres 1870. Es hat sich in den Augustschlachten mit glänzender Tapferkeit geschlagen, aber sein Selbstgefühl und seine Eitelkeit standen nicht im Verhältnis zu seinem inneren Wert. Das Offizierkorps war, zumal in den höheren Graden, seiner Aufgabe nicht gewachsen.

Die englische Armee, die sich durch Werbung ergänzt, versagte anfangs in Südafrika einem zivilisierten und ebenbürtig bewaffneten Gegner gegenüber. Wenn auch die Schwierigkeiten, die der Kriegsschauplatz bot, nicht unterschätzt werden dürfen, wird man doch sagen können, daß eine durch allgemeine Wehrpflicht ergänzte Armee mit den Buren besser fertig geworden wäre. Eine geworbene Armee kann der Zahl nach immer nur verhältnismäßig schwach sein. Ihre Wirksamkeit wird sich in heutiger Zeit auf Kolonialkriege beschränken, wie denn auch solche das eigentliche Feld kriegerischer Tätigkeit der Engländer letzthin gewesen sind. Wo es auf die Bekämpfung eines zivilisierten Gegners ankam, haben sich stets die Mängel der Werbearmee gezeigt; so ließ schon der Krimkrieg ganz ähnliche Versäumnisse im englischen Heerwesen hervortreten wie der Burenkrieg. Eine geworbene Armee muß des Geistes entbehren, der in einer solchen lebt, die das Volk in Waffen darstellt und die sich für das Da-

*) Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

sein der Nation schlägt. In einem ziffernmäßig beschränkten Heere, das nicht die kriegerische Schule für die Mehrzahl der Bürger bildet, geht leicht, wie das Beispiel der Franzosen im Jahre 1870 lehrt, der Gedanke an den großen Krieg verloren. In einem Offizierkorps, das im Ernstfalle die breite Masse des Volks hinter sich weiß und mit dieser zu rechnen gewohnt ist, schärft sich das Gefühl der Verantwortlichkeit weit mehr, fassen große kriegerische Gedanken weit eher Wurzel. Hier nur erhält sich der Idealismus, dessen der Offizier bedarf, wenn ihm sein Beruf bei längerem Frieden nicht eintönig werden, wenn nicht jener schlimmste aller Tyrannen die Oberhand gewinnen soll, als den schon Lloyd die Routine bezeichnet.

Das geschulte Volksheer hält die richtige Mitte zwischen dem Berufsheere und dem undisziplinierten Volksaufgebot, wie es die Buren darstellten. Auf diese finden durchaus die Worte Anwendung: „Man kann sich vorzüglich schlagen wie die Vendeer und großes bewirken wie die Schweizer, die Amerikaner, die Spanier, ohne kriegerische Tugend zu entwickeln..... Die kriegerische Tugend eines Heeres erscheint als eine bestimmte moralische Potenz".*) Sie bildete sich erst im Laufe des Krieges bei den einzelnen Buren-Kommandos aus, die nach Niederwerfung der Hauptmacht unter tüchtigen Führern den Guerillakrieg noch fortsetzten, in der Masse des Milizheeres war sie nicht vertreten.

Die allgemeine Wehrpflicht entsprang in Preußen ursprünglich einer Notlage. Mit ihrer Hilfe sühnte im Jahre 1813 der Staat die Schuld von 1806 und der voraufgehenden Zeit. In dieser hatte sich die kriegerische Tugend, die einst in König Friedrichs Heer gelebt hatte, nicht lebendig fortgebildet, denn „ein gewisser schwerer Ernst und strenge Dienstordnungen können die kriegerische Tugend einer Truppe länger erhalten, aber sie erzeugen sie nicht; sie behalten darum immer ihren Wert, aber man soll sie nicht überschätzen. Ordnung, Fertigkeit, guter Wille, auch ein gewisser Stolz und eine vorzügliche Stimmung sind Eigenschaften eines im Frieden erzogenen Heeres, die man schätzen muß, die aber keine Selbständigkeit haben. Das Ganze hält das Ganze, und wie bei dem zu schnell erkalteten Glase zerbröckelt ein einziger Riß die ganze Masse. Besonders verwandelt sich die beste Stimmung von der Welt beim ersten Unfall nur zu leicht in Kleinmut und, man möchte sagen, in eine Art von Großsprecherei der Angst: das französische sauve qui peut. Ein solches Heer vermag nur durch seinen Feldherrn etwas, nichts durch sich selbst. Es muß mit doppelter Vorsicht geführt werden, bis nach und nach in Sieg und Anstrengung die Kraft in die schwere Rüstung hineinwächst. Man hüte sich also, Geist des Heeres mit Stimmung desselben zu verwechseln".*)

Paßt der erste Teil der hier angeführten Sätze Wort für Wort auf die bei Jena unterlegene preußische Armee, so findet der Schluß in vielem seine Bestätigung durch die Ereignisse auf französischer Seite im Jahre 1870. Die Armeen, die bei

*) Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

Jena und Sedan unterlagen, haben beide ruhmvoll gefochten, es sind Fehler ihrer Führung und Ausbildung, die das Unglück verschuldet haben. Darin liegt eine eindringliche Mahnung, auf Erhaltung des kriegerischen Geistes auch im Frieden fortgesetzt bedacht zu sein. Uns ist nicht mit einem Heere gedient, das „mit verdoppelter Vorsicht" geführt werden muß, dessen Stimmung alsbald verraucht, wir können unter den heutigen Verhältissen nicht zusehen, „bis die Kraft unseres Heeres nach und nach in Sieg und Anstrengung in die schwere Rüstung hineinwächst". Der erste Kanonenschuß schon muß uns stark genug finden, diese Rüstung zu tragen, muß uns allen Anstrengungen gewachsen finden. Wir brauchen den Sieg sofort, darum gilt es ihn mit allen Mitteln im Frieden vorzubereiten, ihn unentwegt als das eigentliche Ziel unserer Ausbildung festzuhalten. Dann werden wir in einem großen nationalen Kriege jene reichhaltige Begeisterung erzielen, „welche noch etwas mehr leisten läßt, als was die Ehre der Waffen fordert, welche das Unmögliche versucht, um das Höchste zu erreichen".*)

In dem Streben, dieses Höchste zu erreichen, liegt recht eigentlich die innere Berechtigung des soldatischen Berufs, der sich zu unserer Zeit an den bloßen Begriff der Waffenehre nicht mehr genügen lassen kann, sondern sich auf das Pflichtbewußtsein gründet.

„Die moralische Bedeutung des Krieges offenbart sich in allem, was an ihm (nicht in ihm) zur Erscheinung kommt. Überall wo im menschlichen Leben ein Kampf ausbricht, bei dem es sich nicht bloß auf beiden Seiten um die Befriedigung blinder Habgier oder um die zwecklosen Ausbrüche bloßer Raufluft handelt, überall, sobald in einen Kampf auch nur ein schwacher Schimmer dessen hereinbricht, was der Mensch seine Pflicht nennt, überall da taucht sofort jenes geheimnisvoll erhabene Gefühl auf, mit dessen bitterer Süße sich nichts Menschliches messen kann, da ja das Leben selbst auf seiner Wage wie eine Feder leicht emporschnellt: das Gefühl der Ehre. Das Gefühl der Selbstehre, das Bewußtsein von der eigenen Persönlichkeit, welches den Menschen hinaushebt über die Bedingungen der gemeinen Natur und ihn verknüpft mit einer überweltlichen Ordnung der Dinge, ist eben nichts weiter als Konzentrierung der moralischen Kraft im einzelnen. Als eine Art Vorrecht, als heiliges Besitztum erscheint sie folgerichtig beim Soldaten..... Der Krieger wacht eben darum so eifersüchtig über seine Ehre, weil er fühlt, daß einzig sie es ist, die ihn — aber damit auch von Grund aus — über sein Zerrbild, den Gladiator, erhebt".**)

Zu diesem Zerrbilde erniedrigen den Soldaten die Apostel des ewigen Friedens, weil ihnen die klare Vorstellung wahrer Mannhaftigkeit abgeht. Ihnen fehlt das

*) Worte Moltkes in „Der italienische Feldzug des Jahres 1859". Herausgegeben vom Großen Generalstab. Neubearbeitung von 1904. S. 261.

**) Grenzboten. 47. Jahrgang, Nr. 10. 1. 3. 1888. „Der wahrhafte Friede. Allerlei Kriegsphilosophie".

Verständnis für die Größe der Aufopferung und des Leidens, die der Krieg erfordert. Sie vermögen es nicht zu fassen, daß es Menschen geben kann, denen ein ehrenvoller Tod als die höchste Lebensaufgabe erscheint.

Bewußt oder unbewußt spricht sich in solcher Verkennung der moralischen Bedeutung des Krieges zugleich eine Nichtachtung der Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit überhaupt aus, wie sie sonst nur rein materialistischer Weltanschauung entspringt. Die eigentliche Grundlage der Lehre vom ewigen Frieden ist denn auch nichts anderes wie Egoismus und Hang zur Bequemlichkeit, der sich freilich unter einem verschwommenen Idealismus verbirgt. Diese Richtung verkennt völlig, daß in dem Aufgehen in einer großen Idee des praktischen Lebens ein weit gesunderer Idealismus waltet. Die Geschichte lehrt, daß Nationen, die nicht bereit waren, mit den Waffen in der Hand für ihre Ehre einzutreten, unrettbar der Versumpfung verfallen sind. Es ist daher gut, daß „immer, wenn die Gesellschaft Anstalten zu einem sorglosen, von keiner moralischen Rücksicht beschränkten Genusse macht, sich am Horizont das Gespenst der politischen Sorge, der moralische Ergänzer des staatlichen Gesetzes: der Krieg erhebt .... Der ewige Friede wäre für die Menschheit ein verhängnisvolles Geschick, denn sie müßte es mit Dreingabe ihrer edelsten Eigenschaften, ihrer höheren Bestimmung erkaufen".*)

Wir wollen deshalb unserer Aufgabe, diese edelsten Eigenschaften zu wecken und zu pflegen, eingedenk sein, uns ungesunden humanitären Einflüssen verschließen. „Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme vom Leibe weghaut".**) Die heutigen Weltverhältnisse aber sind sicherlich dazu angetan, daß großen Auseinandersetzungen zwischen den Staaten mit bewaffneter Hand entgegengesehen werden muß.

Wir haben bereits einmal ähnliche trügerische Lehren der Friedfertigkeit, wie sie jetzt so vielfach verbreitet werden, in unserem Volke Platz greifen sehen und sind dafür empfindlich bestraft worden. Die weichliche philanthropische Richtung, die 1806 die höheren Schichten der Bevölkerung beherrschte, hat an der Schmach dieses Jahres den reichsten Anteil. In jenem Geschlecht war vielen mit dem Begriff des wahrhaften Krieges auch der der wahrhaften kriegerischen Persönlichkeit verloren gegangen. Sie besannen sich auf ihn erst wieder in den Jahren der Fremdherrschaft. Wenn aber Heinrich v. Treitschke***) für die Niederlagen des Jahres 1806 das rechte Wort gefunden

*) Grenzboten. a. a. O.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 11. Kap.
***) Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I.

hat, wenn er sagt, wir empfänden sie inmitten unserer ruhmvollen Kriegsgeschichte noch heute „wie selbsterlebtes Leid", so mögen wir darin zugleich eine Mahnung erblicken, uns geistigen Strömungen bewußt zu verschließen, die geeignet sind, uns die Klarheit der Auffassung über unseren Beruf zu trüben. Solche Strömungen treten jetzt in mancherlei Gestalt auf. Sie hüllen sich in ein nebelhaft-philosophisches Gewand und sind nicht immer auf den ersten Blick in ihrer ganzen Gefährlichkeit zu erkennen. Diese besteht vor allem darin, daß sie geeignet sind, die strengen Begriffe soldatischer Pflichtauffassung zu verschieben, uns die Freude am Beruf zu beeinträchtigen, ja dem Gedanken Vorschub zu leisten, daß es eine überlebte Sache sei, für die wir wirken.

Um uns vor solchen schwächenden Einflüssen zu bewahren, gibt es keinen besseren Schutz als die kraftvolle Ethik, die in Clausewitz' Lehren enthalten ist. Fußen sie doch auf den Erfahrungen jener Zeit, die den jähen Sturz und bald darauf die unvergleichliche Erhebung unseres Vaterlandes gesehen hat. Clausewitz hat 1813 die allgemeine Wehrpflicht aus der Not des Krieges bei uns entstehen sehen. Wollen wir der Aufgabe gewachsen bleiben, die kriegerische Tugend, die sich damals in unserem Volksheere zeigte und die sich noch drei Menschenalter später in drei glücklichen Kriegen bewährte, lebendig zu erhalten, wollen wir ein Volk in Waffen wahrhaft für den Krieg, für die Tat erziehen, dann gilt es vor allem, den zersplitternden und zersetzenden Richtungen der Zeit zum Trotz nach „harmonischem Verein der Kräfte" zu streben. In dem Ringen nach diesem Ideal beruht unser eigentliches Lebensziel, in seiner Verwirklichung das Wesen der kriegerischen Persönlichkeit.

Die Wege, auf denen wir zum „harmonischen Verein der Kräfte" gelangen, werden so verschieden sein, wie diese Harmonie sich in den einzelnen Charakteren äußert. In strenger Selbstzucht, durchdrungen von innerer Religiosität, sind Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, Lee, Moltke an dieses Ziel gelangt, und weil die Lauterkeit ihres Wesens so augenfällig hervortritt, erscheinen sie uns wie die lebendige Verkörperung des von Clausewitz aufgestellten Ideals. Darüber aber darf nicht außer acht gelassen werden, daß es auch Naturen von hohem, ja vom höchsten kriegerischen Wert gegeben hat, die, wenigstens in sittlicher Beziehung, dieses Ideal nicht erfüllt haben.

Die Gewohnheit des Schlachtfeldes erzeugt leicht einen gewissen Fatalismus, der für manchen großen Krieger ein Ersatz für die Religion geworden ist. Das Kriegsleben verwildert, und selbst im Frieden ist die Umgebung, in der der Mensch seine Entwicklungsjahre durchgemacht hat, sehr häufig entscheidend für sein Inneres. Das sollte bei Beurteilung der Männer des Krieges mehr, als vielfach geschieht, berücksichtigt werden. Wo bliebe selbst ein Blücher, wenn wir diesen Mann, in dem einst die kriegerische Tendenz unseres Volkes verkörpert war, vom kleinlichen philisterhaft

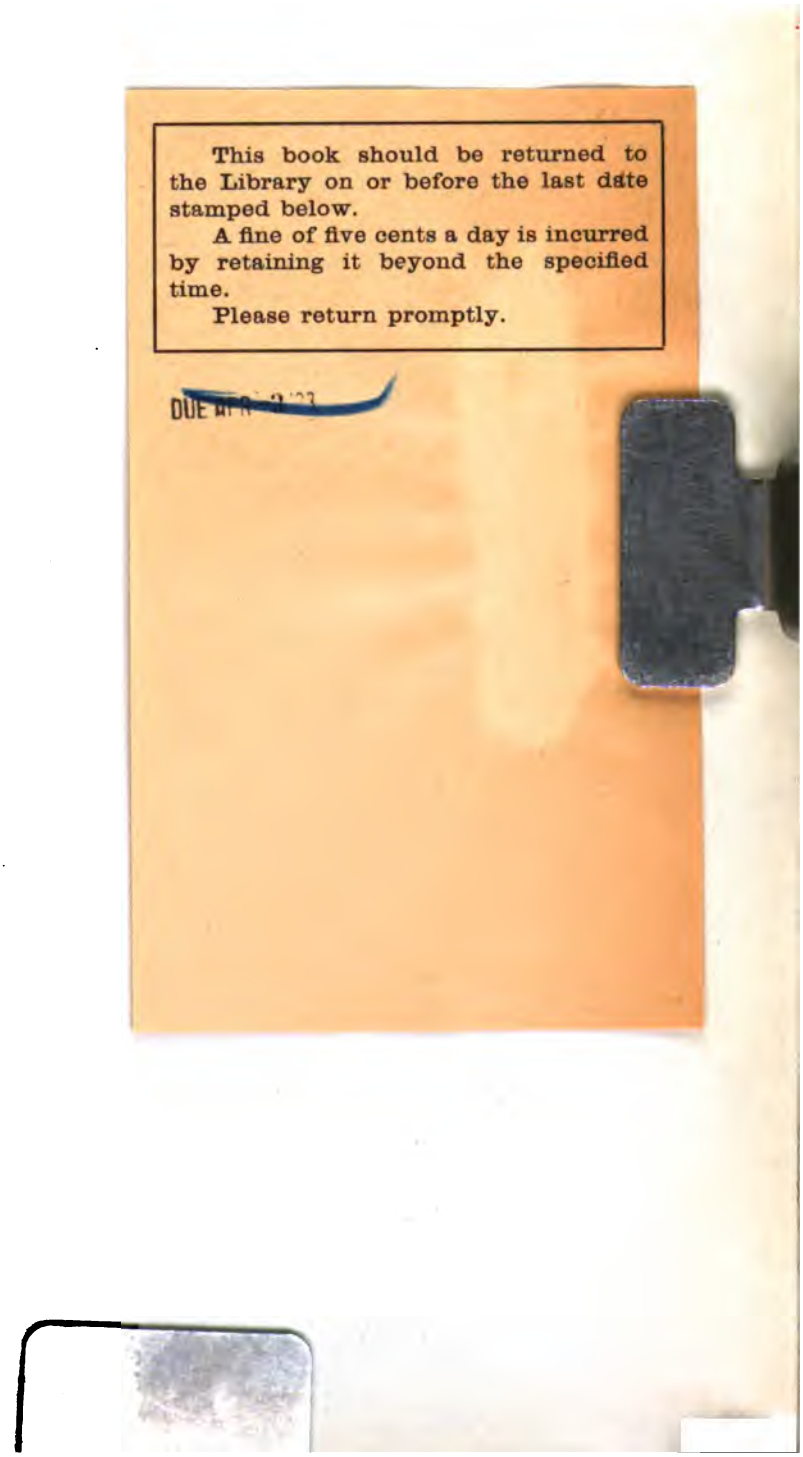
moralisierenden Standpunkte betrachten wollten. Sein Stabschef Gneisenau war eine durchaus anders geartete Natur. Ihm war das wüste Treiben des Feldlagers, an dem Blücher Gefallen fand, stets zuwider, aber er wußte, was er an seinem Führer hatte, er achtete seiner kleinen Schwächen nicht, sondern sah nur auf die großen Eigenschaften des alten Helden. Gleich ihm sollen wir den kriegerischen Geist auch dort ehren, wo der „harmonische Verein der Kräfte" uns nicht in allem erreicht zu sein scheint.

Das Wesentliche ist und bleibt doch immer, daß der Mensch in einer großen Sache aufgeht, daß er nicht nur die Befriedigung seiner Eitelkeit und seinen eigenen Vorteil sucht. In solchem Sinne geübt, ist das Streben nach Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um uns auszurüsten für das, was im Kriege allein den Wert des Soldaten bestimmt, die Tat.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 12, Kochstr. 68—71.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE APR 2 '22